Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 18 (1989)

Artikel: Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1890-1940

Autor: Bandle, Oskar / Düwel, Klaus / Beck, Heinrich

Kapitel: [Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1915-1919]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858350

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

andeutet, und zwar *in malam partem,* dass ich an dieser Stelle auf Henning nicht hinweisen wollte: an anderen hab ich ihn ehrenhaft erwähnt, denn es steht manches drin, was in der Linie meiner Betrachtungen liegt. Es wäre für ihre Zeit eine vortreffliche Arbeit geworden, wenn nicht die unselige Liedertheorie alles in ihre Bande schlüge. – Von dem Schlussteil des Schererschen Kollegs, worin er die ersten Lieder im Sinne Müllenhoffs zergliederte, hab ich ein gut Stück noch gehört und in meinem Heft stehn. Ich erinnere mich freilich, dass mir schon damals dieser Teil am wenigsten gefiel. Vielleicht aber hängt dies mit dem vorhin erwähnten Mangel an meiner literarischen Konstitution zusammen.

Ich muss schliessen! Euch beiden lieben Freunden wünsche ich recht schöne Festtage! Was wisst ihr eigentlich von Olgas Verwandten? Du hast nie davon geschrieben. Möge es bis zu Neujahr noch ein Stück vorangehn!

Andreas

1 Flagellanten: die schwärmerisch-selbstkasteiende Laienbewegung des Mittelalters.
2 Die von dem Norweger Hans Nielsen Haugen (1771 – 1824) ausgegangene religiöse Erweckungsbewegung.
3 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 246.
4 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 237.
5 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 234.
6 Vgl. Brief Nr. 86.
7 Vgl. Pauls *Grundriß* ²III, 473 ff.
8 Fritz Burg besaß ein Kollegheft von Müllenhoff, aus dem sich Heusler auf Vermittlung Ranischs vermutlich in den 1880er Jahren Auszüge machen konnte.

118.

Berlin 7. März 1915

Lieber Freund, heute hätte ich an dich geschrieben auch ohne das sehr erwünschte Eintreffen deines Briefes. Der zeigt mir, dass du trotz allen Schwierigkeiten die Stimmung oben hältst. Von mir kann ich vorläufig das gleiche sagen; die Aussicht auf die sieben Ferienwochen und das Bewusstsein, ein ungewöhnlich scharfes Semester überwunden zu haben, belebt mich.

Mit der stärksten Spannung schaut man jetzt auf die Dardanellen. Es wäre doch eine böse Sache, wenn Konstantinopel fiele, obgleich es ja den grossen Krieg nicht entschiede. Noch trauriger wäre, wenn man die Stadt beschösse und dabei das Wunderwerk der Hagia Sophia zerstörte; die ist ein Unicum ganz anders als die Rheimser Kathedrale. Man kann sich kaum vorstellen, dass türkische Befestigungen – mögen wir Deutsche auch mit geholfen haben und mithelfen – auf die Dauer dem Eisenregen von 60 feindlichen Panzern widerstehn sollen! Schon im letzten Balkankrieg war ich entschiedener Parteigänger der Türken, wie viel mehr jetzt, wo sie diesen schönen und poetischen Dschihad angezettelt haben!

Amerikas Stellung ist in der Tat merkwürdig, um kein Schimpfwort zu brauchen. Soeben las ich einen entrüsteten Artikel unsres Eduard Meyer gegen

Kuno Francke von Harvard, der auch dafür eingetreten ist, man dürfe den Amerikanern nicht das Recht verkümmern, Munition an die Kriegführenden zu liefern. Dieser Krieg ist, weiss Gott, geeignet, uns Kosmopoliten die Freude zu verleiden an der Weltbürgerei. Was an Idealismus verloren geht in diesen Zeiten, ist nicht zu sagen: ich meine, an Glauben an gewisse Kulturverbrüderungsgefühle, an einen gewissen Schatz gemeinsamer Anstandsgefühle. Dass auf der andern Seite viel Idealismus der patriotischen Hingabe erweckt wird, ist ja klar.

Die kleinen Neutralen, unsre Nordboer[1] und die Holländer, haben sich anscheinend unter dem englischen See-Imperium ganz wohl gefühlt und können sich daher sehr langsam entschliessen, gegen die englischen Uebergriffe aufzubegehren. Von Amerika würde mans anders erwarten: das ist Grossmacht, also natürlicher Konkurrent Englands, und müsste wirklich, wie du sagst, ein bischen an die Zukunft denken und sich fragen, der Sieg welcher Partei für sie selbst förderlicher wäre. Haben denn unsre Landsleute drüben so viel getan, uns dort unbeliebt zu machen? Dass der Dollar mehr vermag als höhere Gefühle, begreift man ja leider ohne weiteres; aber daraus erklärt sich Amerikas Stellung noch nicht: auch mit uns könnten sie ja Geschäfte machen, wenn sie uns nur die gleichen Gefühle entgegenbrächten wie den Engländern, und wenn sie die Festigkeit hätten, gegen England auf dem sogen. Völkerrecht zu bestehn.

Von Olrik hatt ich auch zu Weihnachten einen sehr lieben, warmen Brief, dessen politische Aeusserungen sich darauf beschränkten: er sei nicht verwundert gewesen zu sehen, dass auch ich mich von der allgemeinen vaterländischen Stimmung in Deutschland habe mitreissen lassen. Ich glaube nicht, dass die Dänen ernstlich hoffen auf ganz Schleswig-Holstein: ihr kleines Land könnte eine so grosse Zahl deutscher Untertanen unmöglich verdauen; das müssen sich alle Denkenden sagen. Aber den dänischen Streifen mögen sie sich versprechen für den Fall unsrer Niederlage. Hier wurde einmal davon geredet (ich weiss nicht, wie hoch hinauf es reichte), man würde nach dem Krieg freiwillig den Dänen jenen Streifen zurückgeben, als Lohn für ihr korrektes Verhalten, vielleicht auch aus Freude über den grossen Zuwachs im Westen. Freuen täts mich, aber glauben tu ich nicht daran; ein siegreiches Land, das ältern Besitz abtritt, – ist das schon dagewesen? und falls es zu einem mittlern Schluss kommt (Status quo ante, keine Kriegsentschädigungen), dann werden wir besseres zu tun haben als uns ein Stück vom Rock abzuschneiden. Mit dem Gedanken an solch einen «mittlern Schluss» machen wir uns hier mehr und mehr vertraut; ihr nicht? An eine richtige Niederlage der Zentralmächte kann ich, auch bei Ausschaltung aller Wünsche, nicht glauben. Dazu wäre doch erforderlich, dass die Feinde in West und Ost die Kraft zu riesiger Offensive gewönnen, und wenn wir uns erst einmal auf die reine Defensive verlegten, dann wäre es doch wunderbar, wenn sie uns um viele hundert Kilometer zurückwerfen könnten!

Von meinen frühern Schülern im Felde hab ich trauriges zu berichten. Im Oktober fiel Frank Fischer. Das ist schon eine Lücke in meinem künftigen Leben, denn ich hatte darauf gerechnet, mit ihm in Verbindung zu bleiben,

und freute mich auf seine nordisch-rechtsgeschichtlichen Arbeiten, von denen ich eine abgeklärtere Fortsetzung eigener Versuche erwartete. Aber viel härter traf mich der Tod Waldemar Haupts. Er bekam in den Argonnen Anfang Januar seinen Herzschuss. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie viel ich an ihm verliere. Das war ein «Schüler», wie ein Dozent ihn sich wünschen mag. Mit welch andern Gefühlen verliesse ich mein Trapez, wenn ich mir sagen könnte: dieses Vierteljahrhundert hat díese Frucht getragen!

Zu Friedlicherem! So ein Winter mit einer neuen dreistündigen Vorlesung ist für mich Langsamen und Schreibkrämpfler wirklich keine Kleinigkeit. D.h. wenn es keine Nebenleistungen gegeben hätte, wärs glimpflich abgegangen; aber in Berlin kann man sich eben nicht frei halten für die Hauptarbeit. Im ersten Quartal der Akademievortrag, im zweiten einer vor den Religionswissenschaftlern (ich lege das authentische Referat bei):[2] neue Forschung bracht ich hierin zwar nicht, aber das blosse Formgerechtmachen nahm mir doch lange Tage. Dann das Roethesche Seminar, das immerhin einen Nachmittag und einen Vormittag der Woche verschlang. Dann vergeudete ich im Januar ungezählte Vormittage beim Zahnarzt, der wieder eine Menge Schäden entdeckte. Und Anfang Februar kam eine von Roethe gezüchtete Dissertation über den Wilden Alexander – sie hatte allerdings von den Roethischen Eigenschaften nur die Länge, im übrigen war sie kläglich, Roethe hätte sie vermutlich kurzer Hand zurückgegeben (es war nicht die endgültige Einreichung, nur zur vorläufigen Durchsicht): begreiflicherweise fühlte ich mich gebunden, weil ich nicht so genau weiss, was Roethe von einer Minnesingerarbeit verlangt, auch weil ich nicht derart vertraut bin mit der Materie, um allfällige eigene Fündlein des Kandidaten sicher einzuschätzen. Ich bedeckte also den Rand mit Monita inhaltlicher und sprachlicher Art (der Verfasser als galizischer Jude schrieb ein fürchterliches Deutsch) und unterhielt mich dann einen Nachmittag lang mit dem Sünder über die Gebresten seines Opus.

Auch darin hatt ich mich getäuscht: ich meinte, den sagengeschichtlichen Teil des Nibelungenkollegs würd ich viel fixer aus dem Aermel schütteln. Er kostete mich dann eher mehr Zeit als der textkritisch-literarische Teil. Kurz, alles zusammen genommen, ich sass ziemlich jeden Abend bis 11 1/2 am Schreibtisch, lief in kein Konzert und kein Theater, nahm keine (oder fast keine) Einladung an, und da mich Schlaflosigkeit und Würmlein bearbeiteten, war ich in den Nerven merklich herunter. Ich hatte jetzt für die Ferien auf meine früher erprobte Erholung gerechnet, den Eislauf; aber daraus wird nichts: die Eisbahn ist kassiert, sie bezahlt sich nicht. Vielleicht versuch ichs statt dessen mitm Geigen.

Auf dieses Nibelungenkolleg seh ich schliesslich mit geteilten Empfindungen zurück: «nicht fertig geworden» wäre ein zu milder Ausdruck, denn die *Hauptsache* ist nicht mehr darangekommen – *du* würdest den Defekt noch strenger beurteilen. Mein Zeitverbrauch war dér: In 18 Stunden hatt ich Einleitung und Ueberlieferung (Textkritik) erledigt. Dann kam die Atethesenfrage (Unebenheiten inhaltlicher und stilistischer Art), Alter und Heimat, Ueberblick über die Epengruppen der mhd. Literatur (stofflich eingeteilt), die stilistischen Vorbilder des NL (nach Kettner), endlich ein, wie ich glaube,

nicht übel gelungener Abschnitt über «Stand, Umwelt und Ziel des Nib.-dichters»: für all dies brauchte ich 10 Stunden. Damit war also quasi die äussere, mehr deskriptive Geschichte des NL gegeben. Dann kam die Stoffgeschichte – denn ich ahnte schon, dass ich mit der Zeit ins Gedränge kommen würde, und liess daher «Sprache und Verskunst» weg. In 16 Stunden führte ich die Sagenbetrachtung so weit, dass die beiden Liedstoffe von der Urstufe bis aufs NL verfolgt waren, só zwar, dass die letzten Umgestaltungen der alten Motive behandelt waren, nicht aber die ganze Fülle der Zutaten, die auf der Buchepenstufe zutraten. Also z. B. die Gewinnung der Brünhild war eingehend genetisch dargelegt, nicht aber der Sachsenkrieg oder die Gestalt Volkers. Diese ganze junge Masse hätte nun kommen müssen, und daraus wäre die eigentliche Stilwürdigung erwachsen (ganz klar im einzelnen war mir der Modus procedendi noch nicht). Aber da blieben noch vier Stunden! Die benützte ich denn dazu, das Epos von vorn bis hinten zu durchgehn und es auf seine Altersschichten aufzuteilen. Dabei hab ich selbst ein ganz Teil gelernt, und auch die Hörer schienen interessiert. Wo es mir passte, ging ich auf die dichterischen Absichten des Autors, den Zweck und Wert seiner Zutaten etwas näher ein. (Nebenbei: ich sah dabei, wie viel klarer uns doch die Genesis des 2. Teils ist als die des ersten; bei jenem war ich kaum je in Zweifel, auf welche der vier Stufen die Stücke entfallen; bei Teil I sind es überhaupt nicht 4 Stufen, aber auch nicht eigentlich 3: das macht, die Verwandtschaft dieser Partie der Nifl.s. mit dem NL ist viel entfernter. Ich neige vorläufig zu der Ansicht, dass die Brünhildgeschichte der Saga auf ein Lied zurückgeht und dass zwischen diesem und dem NL ein Mittelglied steht, ein kürzeres Epos. Aber beweisen kann ichs freilich nicht!) Du siehst, die eigentliche Bekrönung, die künstlerische Nachzeichnung des NL, blieb aus!

Man müsste es eben vierstündig lesen: bei 16 Stunden mehr könnte man all das Fehlende geben.

Schmerzlich empfunden hab ich, dass wir deine nordische Balladenausgabe noch nicht haben. Mach sie jetzt doch! Ich lasse dich in diesen Osterferien ungeschoren und lade dich auch nicht ein, damit du endlich dieser Pflicht nachkommen kannst! Du weisst, ich nehme das Wort Pflicht ungern in den Mund; ich halts mit dem Baumeister Solnes, – aber hier brauchts diesen pathetischen Ausdruck: die Welt wartet auf deine Ausgabe. Alles hat seine Zeit: den Sagas hast du gegeben, was ihnen zukommt; jetzt mach dich an die Viser, eh die Mäuse deine Papiere fressen. Dir selbst würde es doch das Lebensgefühl mehren, wenn du wüsstest, dass diese Angelegenheit in Fluss kommt.

Gestern hab ich auf meinen Zweitritt einige mythologische Literatur gestellt: ich lese im Sommer germ. Religion, dafür hab ich eine Menge nachzulesen, primo loco Olriks zweiten Ragnarökband, den man jedenfalls nicht im Fluge abtun kann.

Ausserdem will ich in diesen Wochen einen Hoopsartikel zeugen, «Stabreim», der bisher nicht vorgesehen war.[3] Ich bestrebe mich, darin einmal etwas Stoffreiches, Gelehrtes und schwer Lesbares zu geben, einen richtig kondensierten Artikel zum Nachschlagen, nicht zum Lesen!

Nicht zu vergessen: dass du meine Heldenrollen so brauchbar fandest, hat

meinen Rücken mächtig gesteift. Kein andrer hat den Aufsatz so wichtig genommen, aber ich bekam diesmal viele Zuschriften und fast alle zustimmend. Nur Symons konnte nur dem Schlussabschnitt beistimmen, weil er – wer hätte das gedacht? – an die Boer-Polaksche Zweiquellenlehre für die Nifl.s. glaubt; ich vermute, diese Lehre stammt überhaupt von ihm, und jene Zwei haben sie im Schulsack mitbekommen.

Bei Symons fällt mir die Eddarezension ein. Uebertrage ich deine Worte aus deiner ostpreussischen Höflichkeit in schweizerische Grobheit, so sieht es so aus: was zum Henker musstest du diesen wichtigtuerischen Schimpfton anschlagen? – Auch Symons, der ebenso höfliche, war sichtlich betrübt und sagte, ich hätte von séiner Ausgabe ein Zerrbild gegeben. Nun, ärgern wollt ich niemand – direkt; dass jede Kritik ärgert, ist nicht zu ändern. Aber ich habe mit Bewusstsein den Ton etwas lauter genommen, als es sonst meine Art ist; denn ich sagte mir: es ist hier der Standpunkt zu markieren gegenüber einer Mehrheit, die seit dreissig Jahren das *Hásæti*[4] mit grösster Selbstherrlichkeit eingenommen hat. Wenn man im Namen einiger weniger Ketzer zu sprechen hat gegen ein Concilium von Päpsten und Päpstlein, dann darf man nicht im Gesellschaftston flüstern. Man muss wenigstens die Herren dazu bringen, dass sie ihre Theorie nicht für die allein vorhandene halten. Vielleicht hat der Umstand, dass ich zehn Jahre lang seufzte unter den Uebungen mit der Geringschen Edda, die Resonanz meiner Worte verstärkt.

Dies für heute. Du weisst, wenn du mir deine Sagas zur Durchsicht anvertrauen willst, bin ich gern bereit.

Wünschen wir uns gegenseitig das Beste! Es braucht Mut und scharfe Augen, um schon einen Schimmer von Morgenrot zu erspähen.

Dein

And.

1 Dän. «Skandinavier».
2 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 245.
3 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 279.
4 Aisl. «Hochsitz».

119.

Berlin 30. April 1915

Teuerster, erschrick nicht über die Menge der Annotationes zu deinen Sagas! Du kannst mit Þorkell Geitisson sagen: mikit er um liðveizlu þína, er þú gerir þat ekki síðr, er ek býð þér um eigi![1] – Nur eine Minderzahl der Stellen betrifft eigentliche Versehen: sehr vieles musst du als Vorschläge nehmen, über die sich reden lässt, und oft wirst du einfach zur Tagesordnung darüber [sic!] gehn. Wenn man einmal drin steckt, kann man nicht so leicht die Grenze ziehen zwischen dem Nötigen und dem Entbehrlichen. Es fiel mir auf, wie deine Verdeutschung von der eigentlichen Guðmundar saga ab besser, lebendiger wurde; am besten die Eyjolfs saga. Wenn manche Stellen mich nicht just

bookish, aber gleichsam städtisch berühren, so liegt das gewiss an dem landschaftlich bedingten Sprachgefühl. Ich denke z. B. an die vielen «werden» für «wollen» oder Präsens, an die vielen «pflegen», an die Abneigung gegen die konjunktionslosen Substantivsätze (du sagst wohl ausnahmslos: «er fand, dass dies schwierig sei», nicht: «dies sei schwierig»), an die vielen «er sprach». Ich denke mir, dass dir méin Sagadeutsch dafür zu salopp und altertümelnd klingt.

Die Sendung geht morgen an dich ab. Bekräftige das Eintreffen des *gripr*[2] mit einer Zeile. Die Beschäftigung war mir lieb; ich habe diese Sögur wieder gut aufgefrischt in meiner Phantasie, und sie wirkten wieder stark auf mich. Die Eyjolfs saga macht in hohem Grade einen «historischen» Eindruck, findest du nicht? Von einer Dichtung kann man hier kaum reden; es steht offenbar der tradierten Ortschronik (oder wie mans nennen will) erheblich näher. Die Gudmundsgeschichten sind viel tiefer durch den romanhaften Schmelztiegel durchgezogen worden, daher auch episch viel unterhaltsamer.

Die übrigen Anmerkungen und die Einleitungen können und dürfen dir nicht mehr viel Zeit nehmen. Schärfe dir ein, dass solche Einleitungen nicht zu gediegen sein dürfen, das wäre Kaviar fürs Volk; Meissner[3] hat darin des Guten zuviel getan, er dachte sich lauter Fachgenossen als Leser. Im übrigen würde ich die Einleiter der Thulischen Sagabände zu folgender Skala gruppieren:

Fischer – Heusler – Meissner – Niedner – Neckel – Herrmann – Vogt: es fängt an mit dem Nüchternsten und steigert sich mehr und mehr ins Phantasievolle. Mit Neckels Einleitungen gehts mir wie dir: ich finde sie sehr fein, ich bin mir bewusst, dass ich sie nicht nachmachen könnte – und nicht nachmachen wollte! Sie enthalten manches, was ich ehrliche Haut nicht verantworten könnte. Und sie behandeln die Sagas, scheint mir, um einen Grad zú sehr als durchdachte Kunstwerke. – Der Passus über Hallgerd bei mir ist wohl der schwächste:[4] die Vergleichung mit der Laxdœla ist etwas ungerecht; neben den anderen Isl.ss. steht doch die Hallgerd eindrucksvoll da, man hat schliesslich doch ein Bild von ihr. Auch hätte ich notwendig die Frage streifen müssen, wieweit sich der Verfasser den Gunnar als befriedigt dachte in seiner Ehe; es gibt darüber einige merkwürdig feine Stellen. Ich habe die ganze Einleitung nicht ablagern lassen, so dass mir mehrere Verbesserungen zu spät einfielen.

Du hast doch meine Zeilen bekommen, worin ich zu deinem Morgentraum «Stellung nahm»? Es sollen nämlich in diesen Kriegsläuften hier und da Briefe verloren gehn, und es wäre arg unhöflich gewesen, wenn ich auf deinen so lieben Vorschlag nicht geantwortet hätte!

Wie ich dir andeutete: mein Stabreim[5] hat mich sehr viel länger gefesselt als ich gedacht hatte. Er ist auch länger geworden, als mir vorschwebte. Aber hinter «Gerste» steht er doch zurück, und vielleicht darf man sagen, dass in der altgerm. Kultur der Stabreim mehr zu bedeuten hat als die Gerste. Es kommen wunderliche Sachen vor, was den Umfang der Artikel betrifft. Dass die «Goldschmiedekunst» 75 Spalten füllt, ist ein starkes Stück! Ein umsichtiger Redaktor hätte das nicht zulassen dürfen. Ueberhaupt vermisst man gar sehr die ordnende und beschneidende Hand des Leiters! Um ein zufälliges Beispiel

zu nennen: Fleischer schreibt einen Artikel «Gesang»; der müsste sich ja nun notwendig in Beziehung setzen zu meinem Artikel «Dichtung», er läuft vielfach parallel, und es ist ja nicht zu verwundern, wenn ich mich über gewisse Philologica wie «scop» und über die Sonderung der Dichtarten kundiger geäussert habe als der Musikforscher. Ja, wozu hat man einen verantwortlich zeichnenden Herausgeber, wenn er da nicht eingreift, dem Fleischer seinen Artikel zuschickt mit der Bitte, das in «Dichtung» Gesagte nicht depraviert zu wiederholen, sondern darauf zu verweisen? Das Récht zu solchem Eingreifen hätte sich Hoops von Anfang an ausbedingen müssen. Zum Heulen sind die Artikel von Mogk; weitaus das Schwächste, was er je gemacht hat; offenbar nur so hingeschmiert. Schon in der ganzen Anlage stinken sie zum Himmel fast wie unsre Stinkbomben in Flandern. Ein Pröbchen, aus «Irminsûl»: wie war es möglich, nach Olriks feinem Aufsatz[6] folgendes hinzuschreiben?: «Die Irm. wurzelt im Ahnenkult der Germanen. Zwischen Mensch und Pfahl bestand bei ihnen das innigste Verhältnis (!). Wie der Mensch aus Bäumen hervorgegangen ist, so glaubte man, dass im Holze die Seele des Verstorbenen *raste* ... Als dann (!) die Gottheiten zur Herrschaft gelangten, traten diese an Stelle der Ahnen.» Ist das nicht starker Tobak? Mogk hat sich ganz in Spekulationen verflüchtigt; er tut so, als wäre die Aufgabe, eine Germanenreligion der Steinzeit oder Gottweiss welcher Periode zu schildern; als hätte die uns einigermassen bekannte Religion, die ihrer letzten Stufe, nur untergeordnetes Interesse; die Folge ist, dass er geradezu mit Kunst um die wirklichen Probleme herumgeht. Kurz, ich gerate jedesmal in gelinde Wut, wenn ich auf seine unzähligen Artikel stosse. Ein Grundmangel an diesem Lexikon ist eben der, dass sein Gebieter das germanische Altertum wesentlich nur *sub specie plantarum* kennt!

Also, besagter Stabreim führte mich ziemlich tief in die metrische Literatur hinein, und meine alte Freude an diesen Dingen tauchte aus der Versenkung, so dass ich mich gar nicht entschliessen konnte, rechtzeitig zu der mythologischen Lektüre überzugehn. Nein, mit der germ. Mythologie schliesse ich keinen Seelenbund! Sie ist mir das unliebste aus den agerm. Fächern, die ich einigermassen kenne. Auf drei Teile Hypothese éin Teil Tatsache: das mundet mir nicht. Ich wandle gern auf festem Grunde, bin kein Flieger. Die Wissenschaft ist mir kein Anlass, scharfsinnige Vermutungen zu zimmern, sondern in einst dagewesene Seelenzustände und Formgefühle einzudringen. In der germ. Mythologie ist man immer zu sehr in Gesellschaft der Forscher, statt der Quellen.

Aber schliesslich hats sein müssen; denn das Semester kam. Also gab ich meinem Herzen einen Stoss. Vorgestern fing ich die Lehrtätigkeit an: die Weiblichkeit überwiegt noch stärker als im Winter; ich schätze drei Dutzend Mädchen und ein Dutzend Knaben. Und die Mädchen sind dümmer als die Wintergeneration: entsetzlich unverstehende Gesichter bekommt man zu sehen, wenn man den mindesten pointierten, nicht auf der Landstrasse gewachsenen Ausdruck braucht. Dass sie sich bei dem Worte «Ritus» nichts denken, hab ich heute aus vielen *wîplîchen* Augenpaaren herausgelesen! 'S ist eine Komödie. Im Seminar sinds drei Jungens, zwei Weiber ... Das wäre nun mein letztes Semester, *wan*[7] der Krieg!

Der sieht mir aber in der allerletzten Zeit mutvoll aus. Im Nordwesten kommt Zug in die Sache. Heute Dünkirchen beschossen. Und der Halbmond, alle Achtung – besonders vor dén Türken, die sich Usedom und Müller und Schulze nennen![8] Letzten Sonnabend verstörte mich ein Gerücht, der hiesige ital. Botschafter habe aufgepackt. Ich schlief schlecht, und beim Aufwachen lags mir wie ein Stein auf der Brust. War also, scheints, eine Lüge. Zum Glück ist die Feigheit der Italiener só gross, dass sie ihrer Erpresserlust die Wage hält. Brandl erzählt aus Südtirol, dort werde mächtig in den Felswänden gesprengt für Befestigungen. Das sieht eigentlich nicht nach Landabtretung aus, *heldr ófriðlegt:*[9] Ja, meine einstige Liebe zu den Italiani ist schön in die Brüche gegangen. Unter all den Räubertypen spielen síe die Rolle des Erpressers sans phrase.

Im ganzen, wie gesagt, spüre ich etwas von Lenzesluft, nicht bloss in der Natur. Es ist doch wohl mehr als eitle Hoffnung, dass endlich einmal bei den Tataren und bei den Wälschen die lange erwartete Mutlosigkeit eintrete, und dann können wir auch gegen England, das nicht unterzukriegende, andre Saiten aufziehen.

Die beiden schweizerischen Schmerzenskinder, Hodler und Spitteler, stell ich nicht auf éin Brett. Bei Hodler glaube ich, bis zum Beweis des Gegenteils, an irregeleiteten Idealismus und Kunstschmerz; der Mann machte sich nicht klar, was man in der Strategie von Kunstschonung verlangen darf, war wohl auch falsch unterrichtet. In Spittelers sonst gut angelegtem Artikel erkenne ich in jenem Passus eine üble Entgleisung nicht nur intellektueller sondern auch ethischer Art. Was er mit diesen giftigen Ausfällen wóllte, weiss ich nicht; jedenfalls waren sie ein Zeugnis eines só kleinlichen Phäakentums, wie ein Mann seines Kalibers es sich nicht gestatten durfte. Nebenbei hat auch der Schweizer Grund, ihm für sein Gerede böse zu sein. Tut er doch so, als sehe es bei uns kaum anders aus als bei den Belgiern.[10]

Neulich las ich bei Riehl's aus einem Spittelerschen Jugendwerk vor, das ich vor 25 Jahren sehr geliebt hatte, aus den «Schmetterlingen». Aber es «hielt sich nicht» – nicht wegen der Politik!: es war doch zu sehr Kulturprodukt, Literatenerzeugnis, nicht elementarisch genug, wie der alte Hebel es ist, den die Riehl's auch oft von mir gelesen haben wollen.

Die neueren Spittelerschen Werke kenne ich nicht.

In den letzten Ferien wollt ich mich eigentlich durch Eislauf rekreieren – was mir hochnötig wäre (ich zeige Symptome von Nervosität, darin dass ich zuweilen jähzornig werde, sogar gegen Damen!): aber der dumme Eispalast «funxenierte» nicht. So griff ich statt dessen zum Geigen, und jetzt bin ich allmählich wieder so weit, dass ich es wagen würde, mit Meister Ziller zu musizieren. Ich denke oft an ihn, und wie ihm wohl das grosse d moll-Konzert gefallen würde, das damals noch nicht figurierte. Da ich wegen meines Arms nur vormittags spielen kann und an vier Vormittagen der Woche aufm Trapez stehe, kam ich auf den heroischen Entschluss, mich täglich schon um 7 wecken zu lassen; dann kann ich noch 1 1/2 Stunden vor dem Kolleg fiedeln. Die paar Tage bisher ists gegangen, und ich hoffe, mit frühem Zubettgehn die Sache fortzusetzen. Abendgesellschaften gibts so wie so kaum mehr. Dárin spürt man den Krieg.

Unsre akademischen Sitzungen bieten jetzt hin und wieder ungewohnt erregte Verhandlungen: der Sekretär liest feindliche Schriftstücke vor von fremden Akademien und Individuen, und dann debattiert man des längeren über die Gegenmassregeln. Der ausgesprochene Wunsch, ruhiger und vornehmer zu bleiben als die Feinde, mischt sich mit dem natürlichen Ehrgefühl und Rachetrieb des Menschen, und so entstehn reizvolle Gebilde. Man lernt bei diesen Gelegenheiten die Charaktere gut kennen, von dem milden Diels bis zu dem heissen Eduard Meyer. Der Feinste, Geklärteste ist doch meist Wilamowitz. Nach dem, was ich hier zu Ohren bekomme, bestätigt sich mir doch, dass die Kriegspsychose bei Franzmännern und Angeln ärger rast als bei uns.

Dabei fällt mir Roethe ein – ich ergoss mich über ihn in einem meiner letzten Briefe, und obwohl ich bei dir selten Missverständnisse fürchte, möcht ich doch noch ausdrücklich sagen: was ich damals schrieb, sollte natürlich keine umfassende Würdigung Roethes sein; es war das, was ich in bestimmter Situation gegen ihn aufm Herzen hatte. Dabei übersehe ich keinen Augenblick, dass er ein kapitaler Kerl ist, und es fiele mir nicht ein, mich an allgemeinem Kaliber neben ihn zu stellen: sein Hirn ist so viel jugendlicher, bewegter, produktiver als meines; kurz, er ist die viel reichere Begabung. Aber du verstehst, dass mich dies nicht hindert, die Art Wissenschaftsbetrieb, die er verkörpert, innerlichst abzulehnen – für meine Person nämlich; dass unsre Zeit, mindestens in der Grossstadt, diesen Grossbetrieb heischt, leugne ich nicht: nur ist mir bewusst, dass ich nicht hineingehöre.

Deine Heimatgegend ist gründlich gesäubert von den Tataren, und heute liest man mit frohem Staunen, dass wir die Bahnlinie Libau-Dünaburg erreicht haben. Und so fortan!

Grüss Olga und Zillers! Und schlag dich tapfer durch die kleinen Mühsale von uns Heimhockern durch!

And.

1 Aisl. «Deine Unterstützung ist viel wert, da du nicht minder das ausrichtest, worum ich dich nicht bitte (was ich dir nicht befehle)», die Worte des Þorkell Geitisson in *Vöðu-Brands þáttr* auf die ungefragte Heiratsvermittlung durch Þorsteinn Síðu-Hallsson.

2 Aisl. «Kostbarkeit».

3 In seiner Übersetzung der *Laxd. (Thule* 6) 1913.

4 In Heuslers Einleitung zur *Njála*-Übersetzung (vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 237).

5 Vgl. Brief Nr. 118, Anm. 3.

6 Irminsul og gudestøtter, in: *MM* (1910), 1 – 9.

7 Mhd. «nur».

8 An der türkischen Front aktive deutsche Offiziere.

9 Aisl. «eher kriegerisch».

10 Anfang 1915 war Carl Spittelers Rede *Unser Schweizer Standpunkt* als Broschüre erschienen. Darin grenzte Spitteler die schweiz. Situation gegenüber dem deutschen Imperialismus entschieden ab und rief zur Solidarität mit den Welschschweizern auf. Kurz vorher hatte Spitteler in einer Luzerner Zeitung auch den in der Deutschschweizer Öffentlichkeit umstrittenen Protest Ferdinand Hodlers gegen die Zerstörung von Reims durch deutsche Truppen verteidigt.

120.

Berlin 23. Juli 1916

Dein langer Brief, lieber Freund, war mir eine Erquickung. Vom Krieg und von Politik schreibe ich heute nicht – nicht weil es einem fern läge, sondern umgekehrt, weil sich die täglichen Gedanken wund daran laufen; und – weil ich dir nichts kluges drüber zu sagen hätte. Das Voraussagen war nie só schwer wie jetzt, wo die Möglichkeiten ganz von rechts bis ganz nach links reichen. Also nichts davon! Man ist manchmal ganz froh, dass man so vieles zu entbehren hat: sässe man materiell im Wohlsein, so widerspräche das gar zu sehr den innern Aengsten und Sorgen.

Wie Freund Ziller seinen temperierten Herrgott durchschiffen will, da muss ér zusehen! Schwer wirds halten. Am Anfang des Kriegs, da wurde er, der Herrgott, so viel in den Mund genommen. Aber wie es dauernd still blieb droben und sogar das eigenste Amt des Alten, das Wetter, so augenscheinlich schlecht verwaltet wurde, da wards merkwürdig still mit den Namen des Vielnamigen. Manchmal sieht es so aus, als sei Wilhelm secundus der letzte überzeugte Verehrer des Christengottes; was ihm eine gewisse epochale Stellung geben würde. Díese schlimme Folge des Kriegs erwarte ich nicht mehr: dass Deutschland religiöser werde. Blieben die andern schlimmen Folgen eben so aus!

Ja das Wetter ...! Bei euch Westländern ists natürlich ärger als in unsrer Steppe. Hier pflegen die Tage bewölkt und selbst nass anzufangen und mit hoher Regelmässigkeit gegen Abend klar und schön zu werden. Für die Ernte genügt dies freilich nicht; die brauchte Sonne, eh sie sich dem Horizont nähert, und Hitze. Und díe haben wir fast ganz entbehrt: ich merks daran, dass meine Alpaccajacke, ohne die ich sonst nicht bestehn konnte, mich heuer selten aufs Katheder begleitet hat. Da und dort steht in den Zeitungen ein verschämtes *trœstelîn:* grade dieses nass-laue Wetter sei das wahre für die Ernte. Aber das geht wohl zum andern Gelogenen. Ohne Sonne bäckt sich doch wohl kein Korn.

Ueber Pädagogisches hör ich dich gern sprechen, und es freut mich immer, dass du das Interesse daran in die Wage werfen kannst gegen gewisse Nachteile, die du an dem Lehrerberuf beklagst. Ich scheue mich nur, zu replizieren, weil ich keine Erfahrungen habe und aus blosser Intuition und Vermutung umso ungerner, je älter ich werde, spreche. So in dem Hauptpunkt: klassische gegen Panzersche Bildung. Ich habe keine Empirie, wie die beiden Richtungen wirken. Ich ahne, wenn ich sie hätte, schlügs mich auf die Seite der Klassischen; das hindert mich aber nicht zu glauben, dass diese dem Untergang geweiht sind, und dass die weitere technische und nationalistische Gesittung die alten Athener zum alten Gerümpel werfen wird. Die Kultur entwickelt sich auch in diesem Punkte tragisch: das Neue siegt, nicht weil es besser, feiner, vornehmer wäre, sondern weil das Alte welk ist; weil alles einmal seine Säfte, seine Lebensfähigkeit verliert. So hat sich das hässliche Eisen an die Stelle der edlen Bronze gesetzt! usw.

Panzers Sprachblüten sind mir auch zu minnig. Seine *Andskotar,*[1] der Deutsche Gymnasialverein, der schreibt ja nun dafür ein vergilbtes Kanzleideutsch,

dessen sich Wundt nicht zu schämen hätte. Die Herren zeigen damit, dass sie von ihrem Demosthenes und Cicero dás nicht lernen, was man vielleicht von der isländischen Saga besser lernt: ein gewachsenes, frisches, sinnliches Deutsch.

Ein Glück, dass deine Viser[2] rücken! Wieder in diesem Sommer musst ich im Kolleg mit bösem Gewissen hinweghuschen über die Balladenquellen der Nibelungensage. Da muss endlich einmal Licht geschafft werden, und für dich ists doch ein erfreuender Gedanke, dass du da ein Büchelchen in die Welt setzen kannst, das nun all den Interessierten notwendig ist für gewisse nicht unwichtige Fragen. Ich hoffe, der neue Schulbeginn bricht die Arbeit nicht ab; denn wir wollen nicht bis auf die nächsten Sommerferien warten! Ob dus gedruckt kriegst, solange der *Ófriðr*[3] dauert, ist eine andre Frage. Uebrigens biete ich dir hiermit feierlich die Strassburger «Quellen und Forschungen»[4] für das Heft an, deren Mitredakteur ich seit einiger Zeit bin. Honorar bekommst du freilich nicht, aber auch nicht das Gegenteil. Ist der Umfang zwischen 6 und 12 Druckbogen? Dies ist nämlich unser Ideal. Aber mit dem Druck, wie gesagt, würde Trübner wahrscheinlich warten wollen bis zum Frieden. Auch mein Spondeus[5] ist unsicher.

Zum Dtsch. Germanistenverband trag ich noch nach: was du u. a. an Panzer[6] rügst, das verblasene Weitspannen eines Faches und So tun, als sei nun mit dem Programm die Hirnkraft der Menschen vermehrt, so dass sie dieses weite Gebiet ausfüllen und beherrschen könnten: dies ist mir, dem lang- und mühsam Aufnehmenden, in den innersten Eingeweiden zuwider. An neuen Programmen irgend welcher Art zieht mich immer an, wenn es heisst: dies und das scheiden wir aus, um dafür jenes umso liebevoller zu pflegen, – nur nicht der Extensividealismus, der macht mich kotzen.

Walzel lese ich so sparsam, als es angeht. Seitdem er sich erholt hat von dem abscheulichen Pressbengelstil seiner Jugendjahre, ist er mehr und mehr in eine Metaphysik geraten, die ich nicht verdaue. Er hat sich, sozusagen, immer mehr entgoethet und immer mehr verhegelt. Er findet, ein Gedanke sei erst wert, ausgesprochen oder doch gedruckt zu werden, wenn man ihn spekulativ verflüchtigt hat. Das ist ja nun wohl die tiefste Begabung der Deutschen, welcher hier der schmiegsame Jude entgegenkommt; ich fürchte, in diesem Defekt äussert sich der arabische Blutstropfe in mir:[7] ich verstehe «Hegel» nicht. («Hegel» ist mir ein kollektiver Begriff: alles, was abstrakt, unanschaulich, unsinnlich, kurz ungoethisch ist.) Ich versuchte, Walzels Romantiker, 2. Auflage, zu lesen: ich wäre einfach krank geworden davon. Das war ja eine Versammlung von transscendenten Schlagwörtern!! Bist dú denn eigentlich so ein verkappter Philosoph, dass du die Sachen magst? Oder habt ihr Landsleute Kants, auch wenn ihr diese Geheimsprache just nicht mögt, doch so viel angeborene Fähigkeit, sie ohne Verdauungsbeschwer in euch schlürfen zu können?

Was ich mir bei «feinerer Ethik» denke? Nun, eine philosophische Antwort wirst du nicht von mir erwarten. Ich meines intuitiv und mehr ausm Stegreif, wenn ich so etwas sage. Gefragt, würd ich antworten: eine Ethik, die da anfängt, wo der Spiessbürger aufhört; deren Unterscheidungen sich um die Probleme des differenzierteren Menschen bewegen. In diesem Sinn nenne ich die

christliche Ethik eine ausgeprägt unfeine, weil sie zugestandenermassen den Schuster und den Gehirnmenschen über den selben Leist schlägt. Ich glaube, ich brauchte den Ausdruck à propos Jak. Wackernagel. Dabei dacht ich dáran, dass besagter Wack. über den Weltkreis hin im Geruch des Tugendbolds steht, und in gewissem Sinn zweifellos mit Recht: gewisse Philistergebote, die sich aufs tagtägliche Leben beziehen, erfüllt er mit peinlicher Ergebenheit. Aber das sind eben die Spiessergebote des Christenti.[8] Und nun tritt, vielleicht zum erstenmal, in sein Leben ein höheres Problem, ein ausseralltägliches: soll der Mann seinen Hausfrieden dran setzen, um anständig im höhern Sinn zu bleiben, um eine Treue zu bewähren, die kein Gesetzes§ und keines der 10 Gebote befiehlt? Und siehe da, er klappt zusammen und – wahrt seinen Hausfrieden! Jene «feinere Ethik» ist ihm nicht völlig unbekannt: sie äussert sich in seinem moralischen Katzenjammer. Aber sie *lebte* nicht in ihm, sie bestimmte sein Handeln nicht: dies tat die Bergpredigt-Ethik.

Die von dir zitierte Sentenz Ciceros ist nicht ohne. Den Schwulst an der angeführten Stelle Wörners fasst mein pedestres Hirn nicht ganz, aber ich will dem Verfasser nicht zürnen, weil er mir eine lustige Possenstimmung erregt hat durch seine verzückte Proskynesis vor – Rahel! Dass man die schöngeistige Berliner Jüdin so in eine Linie rückt mit Grüblern und Starkhirnen wie Ibsen und Nietzsche, das ist grotesk-komisch. Welche schier beneidenswerte Jugendlichkeit und Lebensunkunde steckt darin! Aber einen Klaps verdiente er, nämlich Wörner, dass er solche Gewalttat verübt an dem schönen Goethischen «der Erde Weh, der Erde Glück ...». Als ob diese Sehnsucht des *Poeten* das ethische Bekenntnis des Altruisten wäre!

Müsst ich die «Maxime» nennen für mein sittliches Verhalten, so würd ich etwa sagen: Handle so, dass du dein sittliches Schönheitsgefühl nicht verletzest. Denn dies bedeutet Unlust und Kraftverlust. – Ueber den *Inhalt* der ethischen Forderungen wäre damit freilich noch nichts gesagt. Aber der Kantische Imperativ ist m.W. auch nur eine Form. Und jene Ciceronische Formel macht in praxi die Suppe auch nicht fett; denn in wie vielen Fällen liegt es denn so klar da, wélches *damnum* das *majus* und welches das *minus* ist? Oft wird man sich so helfen müssen: jenachdem du egoistisch oder altruistisch eingeübt bist, hältst du das eigne oder das fremde *damnum* für das grössere und zu vermeidende.

Man wittert allgemach ein wenig Ferienluft! Mag ich mir auch sagen: «der Begriff Ferien ist für einen Berliner o.ö. Profaxen eine Scheingrösse», aus alter Gewohnheit freu ich mich doch auf die letzte Kollegstunde des Semesters. Die persönliche Arbeit floss weiterhin sehr tropfenweise, auch zu Pfingsten hatt ich nur vier Tage dafür, die nützt ich allerdings aus bis in die tiefen Nächte, aber die eigentlichen zwei Abschnitte, die noch über mir hängen, griff ich nicht an. Die Vorlesung gab noch weiter viel zu tun. Sehr lange sass ich an Schneiders dickem Wolfdietrichbuche, zu dessen excerpierender Lektüre ich früher nicht gekommen war. Neuerlich imponiert hat mir die Stosskraft dieses jungen Gesellen: wás er da in zwei Jährchen gezwungen hat an Quellen, nicht nur germanischen, auch französischen und lateinischen, 's geht auf keine Kuhhaut! Und dabei keine mühsame Stoffhuberei, sondern das ganze mit einer ge-

wissen frechen, selbstbewussten Persönlichkeit beherrscht und gemodelt. Und doch – ich muss sagen: auch hier steht die potentielle Energie nicht auf der Höhe der kinetischen. In entscheidenden Fragen verlässt ihn der richtige Blick – d.h. das was ich dafür halte. Er hat an vielen Einzelstellen das Bild bereichert, aber im grossen hat ers meiner Ansicht nach verzeichnet; ich könnte nicht behaupten, dass ich über die schwierige Vorgeschichte des Wolfdietrichstoffes zugelernt hätte.

Lehrreich war mir das Buch im menschlichen Sinne. Schneider hat m.W. mein Heldensagenkolleg gehört. Und nun zeugt sein ganzes Buch davon, wie unwirksam meine Betrachtungsweise auf ihn geblieben ist. Was ich so die Hauptmotive meiner Vorlesungen nennen möchte: Scheiden zwischen altheroischer Substanz und hochmittelalterlicher Phantasiewelt; bei Vergleichung zweier Sagen auseinanderhalten das eigentliche Gerüst der Fabel und die äusserliche Ausstattung; Fragen, was in einem kurzen Lied gestanden haben könnte und was augenscheinlich Zutat des breiten Epenstils ist: – diese Gedanken sind für Schneider kaum vorhanden. Mag dies nun seinem Buche schaden oder nicht: klar ist für mich, wie wenig meine Kathederwirksamkeit auch für einen gescheiten und produktiven Kopf wie Schneider zu bedeuten hat.

Eine Bestätigung des selben in kleinerem Format: Kommt da kürzlich ein Hörer und will die Dekanatsprüfung bestehn über die laufende Heldensagenvorlesung. Er weiss vom Sultan Machorel und von dem Jägermeister, der die Dracheneier in Ortnids Land schafft; er weiss, dass Hildebrand Kriemhilden enthauptet usw., – lauter Dinge, die ich geflissentlich übergangen hatte; was er *nicht* weiss, das sind die Dinge, die ich gesagt hatte. Als ich frage: was können Sie mir von Wolfdietrich sagen? schweigt er lange. Als ich ihm mit einigen Fragen auf die Sprünge helfe, sagt er: ah, die Hartungensage! – ein Name, den ich nur ganz vorbeigehend erwähnt hatte, weil mir eine ausführliche Polemik gegen diesen Dioskurenmythus nicht mehr aktuell schien. Du siehst, mein Ranisch, wir Lebende kommen nicht auf gegen die Gespenster von vor 60 Jahren; die sind immer noch stärker als wir! – Seine Machorel-p.p. Weisheit hatte der Jüngling aus dem kleinen Jiriczek;[9] den empfehl ich faute de mieux. Der Dozent befindet sich gegenüber den gedruckten Lehrbüchern in einer Zwickmühle: entweder sind sie von Anderen – dann lernen die Hörer die Weisheit dieser Andern, auch wenn man ihnen eine andere und stellenweis bessere zu bieten glaubt; oder sie sind von einem selbst – dann machen sie das mündliche Kolleg entbehrlich! (Díese Erfahrung hatt ich an der Aisl. Grammatik gemacht.) Ergo: sei kein Dozent, ausser wenns dir ein unwiderstehliches Bedürfnis ist, dich dozieren zu hören!

Du hattest übrigens ganz Recht, wenn du auch der letzten Auflage des Jiriczek-Göschen s.Z. kein rechtes Lob zolltest. Mein Loos ist diesmal wie schon öfter, dass mein Urteil dem deinen ein paar Jahre nachhinkt. Jetzt sehe auch ich fast durchgängige und schwere Mängel an dem kleinen Buche. Nebenbei fiel mir auch auf, wie Freund Jir. offenbar nicht dahinter gekommen ist, dass das Ziel der Bildung, auch der wissenschaftlichen, ist, zur Einfachheit und Abklärung zu gelangen. Jir. ist ordentlich glücklich, wenn er den Mund so recht voll nehmen kann mit Kunstausdrücken und ähnlichem.

Von der Königlichen hatt ich mir die dicke zweibändige Metrik von August Apel bestellt, in dem Gedanken, dass ich nur seine Stellung zu den Hauptfragen rasch anmerken würde. Aber wie ich zu lesen anfange, fesselt mich das Buch so, dass ich ihm die freien Stunden von fast zwei Wochen gewidmet habe und einen kleinen Stoss von Blättern draus exzerpierte. Apel, ein Altersgenosse der Brüder Schlegel, teilt die Grundirrtümer Vossens und überhaupt der ganzen Periode; daher ist das meiste, was er über deutschen Versbau sagt, schief. *Der* Gegenstand, den er *ex professo* behandelt, die antike Verskunst, – damit hat er kein Glück gehabt; denn die Späteren sind einig in dem wegwerfenden Urteil über ihn. Wärens nur die Heutigen, so würde michs nicht irre machen; denn die sind in ein ganz unrhythmisches Fahrwasser gekommen und werden kopfscheu, sobald einer nach akustischen Wirklichkeiten fragt und Musiknoten verwendet. Aber áuch Westphal verdammt den Apel, und das gibt mir allerdings zu denken. Es scheint in der Tat, dass die Unkenntnis der antiken Rhythmiker (Aristoxenos und Genossen) dem Apel zum Fallstrick geworden ist. Schade! denn die griechischen und latein. Verse lesen sich prächtig nach den Apelschen Rhythmisierungen; viele sind mir erst in seinen Messungen zu einer erlebbaren Grösse geworden. Und nun ist das falsch! Aergerlich! – Gleichviel, seine grundsätzliche Polemik gegen den gefeierten Gottfried Hermann ist der reine Genuss zu lesen. Apel ist ein eleganter gelehrter Schriftsteller, wie sie in Deutschland selten gewachsen sind. Seine innere und äussere Sprachform hat etwas von Lessingscher Fechterbeweglichkeit. Mein persönliches Ideal ist ja dieser Stil nicht, aber ich kann ihn doch bewundernd aufnehmen. Kurz, diese Metrik ist ein Buch, das meinen Kopf tüchtig gefegt hat, auch wenn ich erkenne, dass es an entscheidenden Punkten irre geht.

Mit Beschämung lese ich in deinem Brief die Worte, ich sei zu Vater Homer geführt worden. Das ging leider allzu rasch vorbei! Jetzt liegt auf meinem Nachttisch ein feiner englischer Taschenhoraz, und in schlaflosen Stunden werden ein paar Oden gelesen. Ich war doch völlig aus diesem Formgefühl herausgekommen; die Wortstellung erinnert mich oft an die der Skalden, aber man tastet sich langsam wieder hinein.

Im August, zwischen dem 17. und 22., soll unser Seminar umziehen: wir bekommen sehr grosse, üppige Räume in dem neuen Ostflügel der Universität im Kastanienwäldchen. Roethe hofft Urlaub zu bekommen für diese Tage. Ob ich vorher meine metrische Sache erledigen kann?? Man ist ja nie sicher, wie weit man ungestört bleibt in Berlin, auch in den sogen. Ferien. Da mir eine dunkle Stimme sagt, ich müsse diesmal etwas für meine Gesundheit tun, spiele ich mit dem Gedanken, gegen Ende August mit Riehl nach Oberbayern zu gehn. Als Reisegefährte wäre er mir lieb. Aber – so lange die Welt so angstvoll steht wie jetzt, mag man kaum reisen!

Eine Hörerin von mir sitzt an der Ljósvetninga – ach ja, das hab ich dir schon geschrieben. Ich korrigierte ihr neulich die Uebersetzung des ersten þáttr und wurde etwas verzagt dabei: es war voller Fehler! Und die wollen nun die Forschung über diese Dinge vorwärts schieben! Leiden und Freuden (?) eines Hochschullehrers.

Deine Ferien werden noch zwei Wochen dauern, schätz ich. Mögen sie dir noch Ertrag bringen! Sag Olga meine herzlichen Grüsse!

Versuchen wir durchzuhalten!

Dein And.

1 Isl. «Feinde, Gegner».
2 Dän. «Folkeviser, Volksballaden».
3 Aisl. «Unfrieden, Krieg».
4 Die Schriftenreihe *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker,* begründet von Bernhard ten Brink und Wilhelm Scherer, Strassburg 1874ff.
5 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 268.
6 Friedrich Panzer war mit einigen anderen zusammen Verfasser einer Eingabe des Deutschen Germanisten-Verbandes an die deutsche Regierung mit dem Ziel einer Neuordnung des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen *(Deutsches Philologenblatt* (1916), 470 – 474); vgl. auch schon Fr. Panzer, Grundsätze und Ziele des Deutschen Germanisten-Verbandes. Vortrag bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes in der Akademie zu Frankfurt a. M. am 29. Mai 1912, in: *Zeitschrift für deutschen Unterricht* 7 (1912), Ergh., 10 – 23.
7 Anspielung auf den Mädchennamen von Heuslers Mutter: Sarasin.
8 Verballhornung des latinisierenden Genitivs von «Christentum».
9 *Die deutsche Heldensage* (Göschen) 1894 u. ö.; vgl. Register.

121.

Berlin 15. Okt. 1916

In deine Stimmungen, mein Lieber, kann ich mich nur zu gut hineinfühlen, und ich glaube, ich mache ähnliche durch, so ungleich unser beider äussere Stellungen sein mögen. Deine Mala domestica, wiewohl von der harmlosen Art, die Sorgen um Kinder, die nicht grade díe Begabung haben, die man wünscht, und die ihre Pipse haben usw., diese Dinge spielen ja bei mir nicht. Dagegen machen wir das beklemmende Misstrauen gegen unsre Arbeitsfähigkeit wohl ähnlich durch. Oder ists bei dir imgrunde kein Misstrauen, sondern du sagst dir schlankweg: ich bin rein äusserlich gefesselt – hätt ich den Tag für die mir zusagende Arbeit, dann liefe es schon? Ich weiss nicht. Ích kann ja nicht klagen über «mangelnde Zeit»; ich habs so gut, wie es ein Professor eben verlangen kann. Ja ich müsste mir méhr berufliche Pflichten wünschen, d. h. mehr Arbeit an Dissertationen, die ich hervorrufe. Denn darin liegt doch einmal eine Hauptsache des Profaxenberufs. Nun, du weisst, wo mich der Schuh drückt, und dass ich eben den Kern meines Lehrberufs nicht mag ... Dazu nun die tagtäglichen Sorgen um den Krieg. Darin sind wir wieder gleich. Rumänien hat eine Abwechslung hineingebracht; im übrigen ist die Masse verzweifelt zähflüssig. Man übergeht schon zuweilen die Zeitung oder greift nicht mehr mit der alten Hast nach ihr: 's ist ja immer das selbe! Beim Lesen der Generalstabsberichte ist mir oft, als säh ich die selben, hundertfach schon gelesenen Formeln vor mir: die selben Ausdrücke, die wir Laien mit halbem Verständnis nachsprechen, ohne plastische Vorstellung ...

Ja, man wird müde, tief müde. Man verliert den Lebenswillen. Der Humor muss uns retten. Den hast du ja auch. Den wahren Humor, der nicht nur die «frohen Feste» vergoldet, sondern den Alltag, den Ernst des Lebens durchzieht – ich will nicht sagen: durchdringt – dázu reichts vielleicht nicht! Man lernt doch ein wenig von diesem Kriege, sich selbst nicht mehr so wichtig zu nehmen. Ich gebe zu, auch dies wird dem Ehemann und Vater viel schwerer als dem Einsamen.

Neuerlich sah es wieder so aus, als ob Wilson seine Humanität wieder geltend machen wolle. Die sitzt in seinem Geldbeutel, und der findet sich eben bedroht durch unsre kühnen unterseeischen Helden. Der neue Mann, der Hughes, ist mir gánz verdächtig; der scheint mir einer von den Macht- und Kraftmeiern sans phrase zu sein. Seltsam, dass anfangs die Deutschen drüben etwas für ihn übrig hatten! Je näher er seinem Ziele kommt, umso deutlichere Zeichen seiner wahren Gesinnung gibt er von sich.

Das furchtbare aber ist, anzusehen, wie Griechenland über langsamen Kohlen geschmort wird. Mir wird gradezu leiblich unwohl, wenn ich diese Nachrichten lese: wie man die braven Seeoffiziere entehrt, wie sie ihre Schiffe ausliefern müssen, usf. Dass man einem Lande sagt: du kuschest, oder wir sacken dich ein, das ist alltäglich. Aber hier heisst es: du musst unser Freund, unser Bundesgenosse werden, wenn nicht, dann reissen wir dir die Haut fetzenweis herunter. Und der so Geschundene soll dann sagen: so, jetzt bin ich so weit, auf gute Freundschaft! – Die Paradoxien, die *endemi*[1] dieses Krieges sind so ungeheuerlich ... Man kann níchts mehr für unmöglich halten. Was man irgend den Völkern noch zutraute als unveräusserlichen Bodensatz von Sitte, Ererbtem, Anständigkeit (wie mans nennen will), das hat sich als wegspülbar erwiesen. Und davon werden wir nie genesen, mag der Krieg so oder so ausgehn. Ich war kein vollkommener Weltbürger, unter anderm hat meine mangelhafte Sprachkenntnis und mein ungenügendes Reisen mich daran gehindert; aber so einigermassen in dér Richtung lagen meine Blickpunkte. Und wie ist dies jetzt zerstört!

Ja, darüber wär ja noch viel zu sagen. Aber kommen wir zu Friedlicherm! Was deine Folkeviser betrifft, hab ich nach deinem letzten Brief stärker als früher den Eindruck: dein Ziel hat sich dir verschoben, und du solltest es wieder einrenken. Was víllst du geben mit deiner Ausgabe? Ich dächte, eine Ausgabe. Nicht eine erschöpfende Behandlung aller mit diesen Balladen zusammenhängenden Fragen. Darauf aber läufst du mehr und mehr hinaus. Weisst du, wenn du so etwas schreibst wie «... gründliche Durcharbeitung der færöischen Lieder ...», dann wird mir bange: das Wort «gründlich» in deinem Munde bedeutet etwas ungeheures; etwas, was der ganzen Zukunft vorgreifen will; was den Kommenden keine Brosame übrig lassen will. Sei nicht zu kategorisch-imperativisch! – Im Ernst: du sollst und musst eine A u s g a b e machen. Also die Texte so vorlegen, dass du und andre dann drauf bauen können. Was du drüber hinaus bringst, nehmen wir mit Dank an, aber nötig gehört das zu deiner Aufgabe nicht. Hättest du dieses natürliche Ziel immer im Auge behalten, du wärst lange fertig.

Nicht nur aus Freundschaft wünsche ich das Fertigwerden (weil ich weiss,

wie erfrischt dein ganzer Mensch sein wird, wenn du die Sache reinlich vor dir hast), sondern ebenso aus sachlichem Grunde: wir müssten endlich diese Texte kritisch vor uns haben – nicht überkritisch, aber überschaubar – es sind doch recht Viele, die über Nibelungen lesen und forschen: sie alle tappen hier im Dunkeln.

Mein Gott, ich komme mir spasshaft vor, dass ich andre treibe, zum Arbeiten, Fertigmachen treibe! Denn nichts hasse ich selbst mehr, als getrieben zu werden. Also, mein Ranisch, ich erlaube dir hiermit feierlich, mir das Ultimatum zu stellen: entweder du hörst mit dem Treiben auf oder ich breche mit dir! Ich gewärtige also dieser befristeten Anfrage – oder wie nannten sich die Dinger?

«Eingehenderes Verständnis der geistigen Entwicklung der Deutschen»: ja, das ist ideal. Du gibst natürlich zu, dass séhr wenige Universitätsgermanisten dieses hohe Ziel auch nur ernsthaft erstreben, geschweige erreichen. Sicher ist, dass bei Erich Schmidts Vorlesungen davon nicht die Rede sein konnte. Von den Andern, bei denen ich deutsche Literaturgeschichte hörte, will ich gar nicht sprechen (d.h. díeser Anforderung genügten sie schon gar nicht). Nun ist ja selbstverständlich, dass in gewissem Sinne an die Mittelschule niedrigere Ansprüche gestellt werden als an die Hochschule; dies ermöglicht der Mittelschule, in andrer Richtung Höheres, Lebendigeres, Runderes zu bieten. Du sagst selber, die unbedingt erforderlichen Hilfsmittel (in Gestalt von Kommentaren und umfassenden Darstellungen) seien für die beiden fraulichen Zeiträume, Scherersch zu sprechen, vorhanden. Nun, dann ist für dích keine grosse Not: denn, wenn du nicht wieder allzu «gründlich» bist, kannst du dir doch ruhig sagen, dass du die altgerman. Zeit intim genug kennst, um deine Schüler hineinzuführen. Bliebe freilich noch, von der unpädagogischen Reformationszeit zu schweigen, das böse 19. Jahrh. seit Goethens Tode! Ja, du lieber Gott, wie man diese Literatur «ideengeschichtlich» behandeln soll und nun gar vor Epheben, das kann ich mir auch nicht denken. Du weisst, dass mir die ideengeschichtliche Seite der schönen Literatur überhaupt etwas ferner liegt (was mit der Vernachlässigung meiner philosophischen Bildung zusammenhängt); damit leugne ich ihre Bedeutung, vielleicht just für die Schule, nicht.

Auf Roethe als Verfasser eines ahd. Hilfsmittels tust du wirklich besser nicht zu bauen! Und die Kooperation von Roethe und Heusler – ein kostbarer Gedanke! – Ob Ehrismann derjenige welcher wäre –? Ich weiss nicht; ist er nicht infiziert von einer guten Dosis Künstelei, Tüftelei? also etwas, was du ungefähr in gleichem Masse wie ich missbilligst.

Mich auf neue Aufgaben werfen; «jedenfalls bist du fleissig» –: 's ist nicht die rechte Art Fleiss. D.h. ich bummle nicht, ich tue nichts für meine allgem. Bildung, laufe in keine Theater, keine Konzerte, keine Sezessionen p.p., sondern bin ein sesshafter Hosenabwetzer. Aber ich habe keine Gedanken; ich spinne nicht. Seit vier Wochen sitz ich an meinem Schreibtisch, und ich frage lieber nicht, was ich in dieser äusserlich wenig gestörten Zeit getan habe. Zerhacktes Kleinwerk. Zwei Dissertationen im Druck korrigiert; eine (Brandlische) im Manuskript durchflogen; für Brandl das Glossar seines

grossen mittelenglischen Lesebuchs auf die nordischen Wörter hin durchgangen; einem Schüler sechs Folioseiten geschrieben über die Dissertation, die er in Arbeit hat (Strophenbau des dtsch. Volkslieds).[2] Dann diese und jene Kleinigkeit für das Nibelungenkolleg revidiert und gelesen. Endlich Allotria: Wölfflins «Grundbegriffe» gelesen; mehrere Abende an Wilamowitzens Homer gesessen, aber ohne Frucht: das Buch ist nur für den Fachmann, ich komme nicht mit. Er setzt genaue Gegenwart des Iliastextes voraus; und wie dies seine Art ist: weit entfernt, dem Wenigerwissenden wohlwollend entgegenzukommen, markiert er deutlich den Erhabenen, der nur die Eingeweihten seiner Rede würdigt und es beschämend fände, wenn er von dem Ersten Besten kapiert würde. Das ist freilich nicht nur ein sittlicher, sondern auch ein schriftstellerischer, stilistischer Mangel: Wilamowitz hat nicht die Gabe, zur hohen Einfachheit durchzudringen; die Probleme in scharfem Umriss hinzustellen; die Hauptsachen vor dem Nebenwerk plastisch herauszuwölben.

Da die eigentliche Grundlage des Werkes eine mikrologische Detailuntersuchung ist, der ich, wie gesagt, nicht folgen kann, hab ich kein Urteil über seine letzten Schlüsse. Nur soviel kann ich sagen: was er über vorhomerische Lieder, über deren Verhältnis zu dem überlieferten Epos, über die Bestandteile der Ilias (Teilepen, die vor Homer bestanden; Abschnitte, die zum Zweck der Verbindung vorhandener Kleinepen verfasst wurden; usw.) – was er über diese allgemeineren Dinge vorträgt, das hat für einen von den Germanen Herkommenden nicht den Zauber des Wahrscheinlichen. Gewiss, es kann bei den Griechen ganz anders hergegangen sein als bei uns; das ist Binsenwahrheit. Aber ich habe bei Wilamowitz nicht das Gefühl, dass er sich mit unsern Massstäben, mit den Erkenntnissen auf unserm Gebiet durchdrungen habe und nun zeige, dass und warum diese Kategorien auf die Griechen unanwendbar sind. Um éines zu nennen: den Fundamentalbegriff des episodischen Liedes hat er sich, scheint mir, nicht klar gemacht. Er arbeitet freigebig mit episodischen – zwar nicht Liedern, aber Epen; d.h. mit Dichtungen, die einen unselbständigen Ausschnitt einer Fabel bilden. Ueberhaupt der Begriff der «Fabel»: ist er denn so fernliegend? Uns scheint er eine primäre Grösse. Aber Wilamowitz ist von seiner Bedeutung (nämlich dieses Begriffes!) nicht durchdrungen.

Kurz gesagt: jener gewisse Wahrscheinlichkeitssinn, den uns Germanisten unsre epischen Materialien anerziehen, wir mögen wollen oder nicht, der findet sich in Wil.s allgemeineren Kapiteln oft und viel vorn Kopf gestossen.

Was nun dieses Semester bringen mag? Zwar ist Roethe hier, auch Schneider wird wahrscheinlich hier sein; soweit läge es mithin besser als vorm Jahr. Aber ich habe so meine Ahnungen, der Satan spiele einem irgend einen Streich! ... Wäre meine Arbeitskraft besser, die des Armes und die des Hirns, es hätte keine Not. Spürst du auch eine rapide Abnahme des Gedächtnisses und, was fast schlimmer ist, der Rezeptionskraft?

Doch jetzt soll nicht zu guter Letzt *geweinet und geklaget* werden! Also Schluss!

Halten wir die Köpfe oben. Frau Olga sei schön gegrüsst, und sie soll dir brav helfen, durch diesen dritten Kriegswinter durchzukommen. Die Vrouwen habens jetzt, wizze Krist, nicht leicht!

Dein alter

And.

[1] Isl. «das Unerhörte, Beispiellose (evt. Schandtaten)».
[2] Es handelt sich um die Dissertation von G. Pohl, *Der Strophenbau im deutschen Volkslied,* die 1920 als Palaestra 136 erschien.

122.

Berlin 14. Jan. 1917

Du bist mir zuvorgekommen, lieber Freund, und hast mich discretissime daran erinnert, wíe lange ich dir nicht geschrieben habe! Du hast mich lachen machen ... also zu deinem Wiegenfest erschien ich in geschniegelter Gestalt von Hofphotographens Gnaden! Ja ja, Geheimratshaltung ist nicht just dasjenige ... Und dein heutiger Brief regte mich an zu einer Selbstprüfung vor dem Empirespiegel: ob ich auch zum Modell taugte für einen ausgemergelten Christus. Die Antwort war: die oberen, edleren Teile leidlich; aber der Brotbauch ist nicht ganz weg, wovon sollte der auch? Brot hat man ja in Fülle, und es verdickt nicht weniger deshalb, weil man es mit Karten erlangt. Also ihren letzten Zweck hat diese vaterländische Zeit bei mir noch nicht erreicht. Immerhin freu ich mich, dass mein Gesicht nicht mehr diese wienerisch-geniessliche Rundung hat; ich neige in dieser Hinsicht zu einem mehr asketischen Ideal.

Glück auf zu deinen Færingern![1] Du bekommst die Aussicht über die Landschaft. Ich könnte dich beneiden, dass du hier eine Arbeit unter den Fingern hast, die dich fördert und die deinen Mitforschern etwas bietet. Solche Arbeiten fehlen mir in diesem Winter; ich fülle allerlei Papierbogen, aber mit der latenten oder apparenten Frage: cui bono? Vor Weihnachten schrieb ich einen Aufsatz, den die Deutsche Rundschau über die Saga erbeten hatte.[2] Ich spürte wenig Drang, etwas zu sagen. Ich musste pumpen, damit etwas herauskomme. Herrgott, wie man sich durch die gelehrte Tätigkeit verhunzt fürs Bellettristische! Ich gláube wenigstens, vor 20 Jahren wär mir so etwas schneller aus der Feder geflossen. – Dann die Weihnachtsferien musst ich ausnützen, um den Akademievortrag (für 1. Febr.) zu machen. Es ist doch eine elende Schulfuchserei, dass diese Anstalt jedes Jahr, nach der Uhr, eine Arbeit verlangt von gereiften Gelehrten, als wären sie grüne Seminarmitglieder! Keine andre Akademie, glaub ich, hat diesen Usus. Da hab ich eben wieder, wie auch schon, so ein Notprodukt geboren; es wäre ohne Schaden für mich und die Forschung im Tintenfass geblieben. Ich schrieb einen etwas länglichen Aufsatz über die Strophenfolge in Havamal I und Loddfafnismal.[3] Nun, du wirsts ja sehen, ich werd es in die Sitzungsberichte geben. Ein Kind der Liebe war es nicht. Jetzt liegt mir noch ob, einen möglichen Vortrag draus zu destillieren; denn só geht es nicht. Es ist eigentlich meistens bei diesen Vorträgen genau zwiefache Arbeit: zuerst die Abhandlung, dann der mündliche Vortrag!

Wie lechze ich danach, wieder einmal monatelang zu fliessendem Lesen, Rezipieren zu kommen. Denn ich sage mir, dass ich Jahre lang aus den Ersparnissen früherer Zeiten gewirtschaftet habe: ich müsste wieder einmal neues Stórfé[4] ansammeln. Aber wie sollt ich hier dazu kommen? Vorlesungen und Dissertationen und die Academica, die fressen meine arme Arbeitskraft auf, und so bleibts bei den kleinen unnützen Sächelchen.

Was die Academica betrifft –: ich ahnte, dass dieser Winter ein Missgeschick bringen würde. Es kam auf den Beinen Roethes. Der ist wieder vom Organisierfieber befallen. Flamen und Deutschrussen und Jidden sollen in den Gefangenenlagern aufgenommen werden, und ich soll dies organisieren. Ich eigne mich dazu wie eine Kuh zum Vigelinspiel. Roethe ist höflich bis an die Grenze der Möglichkeit und verflucht mich im Innern, und er hat ja Recht! Es war eine Eselei, dass ich in die Akademie ging. Hätt ich doch éinen wahren Freund gehabt in dieser Corona, einen, der mich kannte: der hätte es verhindern – oder mir abraten müssen. Ich wusste ja nicht, in welchem Grade das Organisieren den Rechtstitel gibt zum Aufenthalt in diesem Kreise. Und ich mag mich auf den Kopf stellen, ich kánn nun einmal nicht organisieren. Und es ekelt mich an – die einzige Form der Wissenschaft, die mir erträglich ist, ist das persönliche Forschen im Kämmerlein.

Wie ich diesen Februar durchbeissen soll, ist mir dunkel. Denn da hab ich etwa 3 Wochen, vierstündig, das Nibelungenkolleg neu zu machen, funditus (das letztemal las ichs dreistündig; das Plus drängt sich diesmal auf drei Februarwochen zusammen).

Im übrigen gehts mir so so. Ich schreibe bald mehr, auch über die Dinge der Oeffentlichkeit. Ohne Kannegiessern gehts nun einmal nicht! Dies nur als Dank auf dein heutiges und als herzlicher Gruss!

Dein And.

1 Gemeint sind die färöischen Balladen *(Føroya kvæði)*.
2 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 271.
3 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 269.
4 Isl. «viel Geld, Kapital».

123.

Berlin 3. Febr. 1917

Lieber Ranisch, du hattest wohl schon Höllenangst, dass der angedrohte kannegiessernde Brief von mir komme? Dann hättest du dich zurückgezogen in dein Lehrer-Sonderzimmer, wo du gewohnt bist, die Kriegsgespräche deiner Kollegen zu überhören. Nun, die Ereignisse seit vorgestern sind so gross, dass sie den Rahmen meiner Kannegiesserei sprengen. Ich bekenne also nur, dass auch ich zu der Mehrheit gehöre, die den Untersee-Entschluss mit Freude be-

grüsste. Ich beneide die leitenden Admirale nicht um das Riesenmass ihrer Verantwortung. Wenn sie dieses Schach dem König falsch berechnet haben, dann haben sie den Vierbund in eine böse Tinte gejagt. Aber zu den Marinemännern hab ich von jeher ein besónders grosses Zutrauen gehabt; sie sehen nüchtern, sachlich und nicht bramarbasmässig aus. Also – mögen sie unsern Kähnen nicht zu viel zugetraut haben! Die sämtlichen Neutralen geraten nun durch die Absperrung von ihrem Hauptlieferanten, England, in ein solches Detriment, dass sie wohl bald einen Gesamtbund gegen uns schliessen werden: wenn wirs nicht vorher mit England zwingen! Doch dies und andres müssen sich ja unsre Herren Staatsmänner selbst gesagt haben.

Nunmehr zur unpolitischen Abteilung (du legst dein Gesicht in freundlichere Falten). Vorgestern hab ich das Onus academicum annuum abgewälzt. Ich hielt einen schlanken Vortrag (35 Minuten), und Eduard Meyers leises Schnarchen hat mich nicht gestört. Wissenschaftlich ist die Leistung minimal, wie du demnächst aus den Sitzungsberichten sehn wirst, aber stilistisch wars keine kleine Sache, den geschriebnen Aufsatz toto coelo umzuschmelzen zu einem leichtfasslichen, gewichtlosen Vortrag. Indessen, dies lag schon Wochen voraus: in der letzten Zeit sass ich meist am Nibelungenheft und überschaue jetzt, was ich in den Plusstunden dieses Semesters noch geben kann. Neu einschalten tu ich die §§: Uebergang Heldenlied zu Heldenepos (allgemein morphologisch, ohne speziellere Exempel); Heldenepen vór dem NL (Bw., Wharius, contra Nibelungias, die «ältern Epen» des 12. Jhs); Scenarium von Eddalied – Nifl.s. – NL bei der Brünhildsage; ditto bei der Burgundensage (daran bin ich eben in der Ausarbeitung, und es macht mir Spass). Darauf kommt die fortlaufende Durchmusterung des NL nach seinen Altersschichten, worin das Kolleg sozus. gipfelt. Dann dürften heuer noch 3 Stunden bleiben zu einer stilistischen Würdigung im allgem., die noch ziemlich Schweiss kosten wird. Zum metrischen Teil langt die Zeit auch diesmal nicht!

Dass du den inzwischen wohl eingetroffenen falschen Smerdes[1] nicht lésen sollst, versteht sich. Freunde sind, wie Ibsen weiss, ein Luxus: sie werden zum Ruin, wenn man ihre Druckerschwärze lesen soll. Ich möchte dich nícht ruinieren; ich nenne dir versöhnlich ein paar Seiten im Smerdes, die du in einem halben Stündchen schlagen kannst, und dann hast du die Seele des Büchleins intus: nämlich S. 116 – 20. 140 – 43. 143 – 150.

Läufst du Schlittschuh? Man muss jetzt prächtige Gelegenheit dazu haben. Wenigstens hier in unserm Osten. Ich hatte bisher nicht Zeit dazu. Gut tun würds einem ja.

So, da kam ein Besuch und blieb zwei Stunden! Ein mir wildfremder Bildhauer, Freund Bolt hat ihn mir aus Lugano auf den Hals geschickt. Ein reizvoller Jüngling um die 30, keine schlechte Rasse, intelligent, aber – viel zu beredt und ideensprudelnd; Projektemacher, will irgend wie die zerrissenen Bande wiederknüpfen, von Deutschland aus, quasi Naumanns Mitteleuropa,[2] aber auf die Welt ausgedehnt und nach der artistischen Seite ergänzt. Zwei Stunden sprach er darüber. Ich kam ihm zu langsam auf die Sprünge, sonst hätt ich ihn wohl schneller entbinden können. Schliesslich riet ich ihm, seine Abneigung gegen den Druck zu überwinden und sich in einer Broschüre klar

zu machen. Sonst bleibe er eine Sphinx. Er habe Harnack und gewisse hohe politische Herren interessiert, sagte er ... Die Welt spiegelt sich doch recht verschieden in unsern Köpfen. Und sogar der uniformierende Krieg hat das nicht aufgehoben.

Leb wohl, mein Alter, und schlag dich ferner leidlich durch die harte Zeit durch!

And.

1 Gemeint ist Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 268. Die Bezeichnung spielt auf die Geschichte des persischen Königssohns Smerdis an, der von seinem Bruder Kambyses vor dessen Zug nach Ägypten ermordet wurde, worauf der Magier Gaumata während Kambyses' Abwesenheit als «falscher Smerdis» die Macht an sich riß.

2 Spielt auf den Politiker Friedrich Naumann und dessen während des 1. Weltkrieges lanciertes Programm einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft an.

124.

Berlin 17. Febr. 1917

Lieber Freund, ich bekomme ein Telegramm aus Holte:

«Axel Olrik heute ruhig gestorben. Lungenentzündung.

Bitte unterrichten Sie deutschen Freunden. Ellekilde.»

Dass dies uns noch treffen muss! Was sollen wir jetzt weiter machen in unsrer Wissenschaft?

Du bist neben mir der in Deutschland, den es am schwersten trifft. Seit fünfundzwanzig Jahren sind wir unter Olrik aufgewachsen; fast täglich hat unsre Arbeit uns auf ihn hingeführt. Aus seinen Werken zogen wir Erquikkung wie aus denen keines Andern. Doch was sag ich dies d i r !

Deine Ragnarökverdeutschung muss jetzt natürlich umsomehr erscheinen. Ich schreibe dir nächstens darüber. Im Augenblick kann ich nicht.

Es ist eine solche Lücke ... Dass Olriks Platz nun leer ist, nein, darein kann ich mich nicht finden. In diesem Augenblick denk ich kaum an die Freundschaft, nur der Verlust für das geistige Reich, der ist so ganz und gar unersetzlich.

Dein

And.

125.

Berlin 25. Febr. 1917

Mein Lieber, auch mein letzter Brief hat ihn nicht mehr erreicht: der, worin ich ihm ans Herz legte, die deutsche Ausgabe des Ragnarök zu befördern. Er war vom 14. dies[es erg. Monats] und kam, wie mir Thalbitzer schrieb, kurz nach Olriks Tode an.

Wie stehts nun mit deinem deutschen Text des Ragnarök? Liegt er bei dir, und ist er soweit fertig, dass du allein die nötigen Sachen an ihm vornehmen kannst? – Braucht es dann Schritte bei «Erben» Olriks? Die könntest du unschwer bei Dagmar, bezw. durch sie, tun. Ich zweifle nicht, dass man dir carte blanche gibt.

Neueste Ragnarök-Literatur wirst du doch nicht hineinarbeiten wollen? Das wäre bedenklich, denn wer täte es dem Meister nach? Ausserdem: überschätzen wir doch nicht das bisschen Mikrologie, was seither zutage gefördert wurde! (Uebrigens behaupte ich da mehr, als ich verantworten kann; Bibliographie war nie mein Fall!)

Natürlich müsstest du dich zuerst bei Winther erkundigen; ob er daran festhält. Du musst ihm einen Termin für die Antwort stecken – andernfalls betrachte man ihn als verschollen. Ich bezweifle, dass die Academia hier in Betracht kommt: abgesehn davon, dass sie gegenwärtig aufs äusserste spart –, man könnte es nicht leicht begründen, dass für eine *Uebersetzung* eines wissenschaftlichen Werks Gelder gefordert werden; ich zweifle, ob dies Vorgänger hätte. Aber es wird auch ohne das gehn. Sobald Winther in Wegfall kommt, könnt ich entweder bei Trübner fragen für die Quellen und Forschungen, oder bei Weidmann ohne eine Sammlung. Brandl, mein Mitredakteur der Quellen und Forschungen, wäre sicher Feuer und Flamme dafür. Trübner würde es wahrscheinlich gern nehmen, freilich ohne Honorar (solches spielt bei den Qu. u. F. nie) – aber an solches bist du kaum gewöhnt aus deiner Translatorenpraxis. Ob er es noch *durante bello* drucken würde, muss sich zeigen. An und für sich fände ich ein Erscheinen des Werks im Rahmen der Quellen und Forschungen nicht übel. Daneben käme, wie gesagt, Weidmann-Vollert in Rechnung. Der ist so nobel, dass er vielleicht nóch weniger Schwierigkeiten machen würde.

Erste Frage also wäre, ob du das Manuskript annähernd druckfertig hast, und ob du das Nötige mit der Familie Olrik besorgen kannst.

Darin sind wir einig, dass der Band herauskommen muss, als ein *momentum chartâ perennius.*

Rätselhaft bleibt mir dein Wort über «den Schlag, den mir Olriks Brief zugefügt hat», wovon du dich «erholt» habest. War es nur O's Gleichgültigkeit gegen sein Opus, oder war es mehr? Doch keine Trübung, die dich über sein Grab hinaus verfolgt?[1]

Ich schicke dir gleichzeitig eine Nr der Berlingske,[2] die ich Thalbitzer verdanke. Und ich muss dir doch auch Thal.s Brief beilegen – er enthält einen Hauch Olrikscher Luft, auch einige Einzelheiten, die dir neu sein dürften; zugleich gibt er ein wunderschönes Porträt meines geliebten Thalbitzer.

Bitte, schicke mir bald beides zurück. Ich will für Brandls Archiv[3] eine Art Nachruf auf Olrik schreiben. Das Biographische will ich ausscheiden, auch das Menschliche nur so weit anrühren, als es in seinen Schriften zutage tritt. Merkwürdig, wie wenig ich von Olriks Leben weiss und wusste! Unsre Freundschaft ruhte einseitig auf dem abstrakten Gedankenreich, auf der Bewunderung, die ich ihm zollte, und auf dem Verständnis, das er am Ende doch bei mir empfand, auch wenn er *ikke var særlig fornöjed med min Kritik.*[4] Ich will nicht vergessen, es kam eine gewisse animalisch-seelische Verwandtschaftsahnung dazu; du weisst, jene wunderlichen Illusionen, wenn man einem andern Menschen in die Augen blickt und meint, aus deren Glanz einen sozusagen Jenseitsbrief zu erhalten – was man dann angeborene Sympathie nennt oder mit vielen andern Namen. Derartiges bestand, wie gesagt, zwischen Olrik und mir. Aber sobald man ins Bewusstere ging, traten die Verschiedenheiten zwischen uns zu stark hervor: er, der idealistische, bejahende, warme Nordmann, dem zuerst die skandinavische Menschensorte kam und dann lange nichts mehr; der Christ und Patriot mit einer priesterlichen *Anima candida.* Und ich ... nun, du kannst selber mein Gegenporträt ausmalen. Nicht als ob diese Unterschiede als lästige Schranken von uns empfunden worden wären (wenigstens nicht von mir), aber sie drängten quasi die Pflanze der Freundschaft auf das rein abstrakte Gebiet unsrer Wissenschaft hinüber. Dazu kam, dass er nicht musikalisch war und in bildender Kunst wohl ganz in seinem Norden lebte: ich wüsste nicht, dass er während seiner langen Besuche hier den Wunsch gezeigt hätte, unsere Kunstmuseen zu sehen; im August 1908 ging ich mal mit ihm und – Voretzsch *(par impar fratrum!)* ins Kaiser-Friedrich-Museum, aber da bewies er kein sonderliches Interesse. All diese Dinge sind bei Thalbitzer anders.

Wenn ich mich umschaue, kenne ich *keinen* zweiten Fall bei mir, dass ich einem Manne so warm nahe gekommen wäre ohne eigentliche Verknotung im Biographischen. Lag es nur daran, dass er kein Briefschreiber war? – Denn es ist richtig, als ich 1913 länger in Kopenhagen war und Olrik etwa 4mal sah, da sprachen wir nicht bloss über Philologie. Da spielte auch die Plastik seiner Nachbarin herein und noch das eine und andre. Aber es war doch mehr Beigabe.

Viel liegt auch an der Sprache. Ich sprach meist Dänisch mit Olrik; und da drück ich eben doch keine feineren Schattierungen aus. Und O's Sprache mit ihrem impulsiven Hervorsprudeln wurde mir immer ein wenig schwer, auch im Mai 1913, als ich auf dem Gipfel meines Dänisch stand. Bei Thalbitzer merke ich nur immer in den Briefen, dass er die Schattierungen meines Deutsch missversteht, wogegen ich in der mündlichen Unterhaltung kaum irgend Schranken spürte.

Der Gedanke an die gerissene Lücke wird mir verbittert durch den Gedanken, dass Thersites Finn jetzt auf dem Sitze des Alkiden Axel sich blähen wird und von der gedankenlosen Horde der Fachgenossen als Obermeister gekrönt werden wird.

Noch vier Nibelungenstunden gibt es – die Arbeit dafür wurde schon vor 8 Tagen erledigt; so kann ich mich jetzt der Ljósvetninga-Dissertation der

blonden Erichsen widmen, wovon Kap. 1 vorliegt. Es gibt mir sehr zu tun. Kaum ein Satz kann auf dem andern bleiben. Eigentlich schade, dass das hübsche Thema in keine greiffähigeren Hände fiel! Nebenbei kann die Gute nur mangelhaft Isländisch, Neuisländisch nun schon gar: so wollte sie eine Angabe des Editors über die Handschriften der Ljósvetninga widergeben und übersetzte dabei *eiginhandrit* mit «autobiographische Schrift»! Der Tobak ist ziemlich stark! Ich bedeute ihr nun, dass sie solche Details überhaupt nicht reproduzieren soll.

In etwa 14 Tagen muss ich mit Wh. Schulze und andern in ein Lager pilgern und bei Sprachaufnahmen assistieren. Unwerth, Frings und ein paar Andre haben sich erboten, Aufnahmen zu machen, und Schulze hatte den vielleicht guten Gedanken, wir sollten fürs erste einen kombinierten Lagerbesuch deichseln.

Hoffentlich raubt es mir nicht zu viel Zeit. Denn ich hätte viel auf dem Brett für diese Ferien, wenn auch keine eigne Produktion. Ich sollte vor allem tüchtig Folkeviser treiben: ich habe einstündige Uebungen an Olriks kleinem Udvalg angezeigt. Seit sehr langen Jahren hab ich in diese Viser kaum hineingeschnupft; es braucht gründliche Neubelebung. Sodann will ich Magnus Olsens Namendeutereien vornehmen und zu einem begründeten eignen Urteil drüber gelangen. Dann jener Nachruf auf Olrik. Ferner die zwei Dissertationen. Etwas Kleineres ist eine Würdigung Axel Kocks, den *vit* Roethe[5] zum Korrespondierenden der Akademie vorschlagen wollen. Es wird also diesmal verkrümelte Ferien geben, nicht wie *ífjǫr,*[6] wo ich ausgiebig am Falschen sitzen konnte.[7]

Dass du diesem so viel Teilnahme entgegengebracht hast, war lieb von dir. Den Gedanken an «eine kleine deutsche Metrik» hab ich nie konzipiert, schon deshalb, weil ich bisher noch mit dem Gedanken spielte, in der Arlesheimer Freiheit eine grössere deutsche Versgeschichte gebären zu können. Aber alle Pläne, die in dieser Himmelsrichtung gehn, sind gar unsicher geworden – einfach *mammonis causâ.* Man ahnt nachgerade, was das Vaterland von unsern Geldbeuteln verlangen wird, begreiflicherweise.

Mehr konnte man von den Tauchbooten wohl nicht verlangen, als sie in diesen 3 Wochen geleistet haben. Eine Meermacht wie England auf ihrem eigensten Gebiet zu zwingen, das ist das grösste, was man an politischer Handlung angreifen kann; es ist eigentlich von schwindliger Kühnheit – ein Glück, dass unsre Admirale starke Nerven und weite Brustkasten haben, sonst brächen sie zusammen unter der Nervenqual dieser langedauernden Unsicherheit.

Bei meinen Bekannten greift die Stimmung mählich um sich: soll man sich eigentlich auf den Frieden freuen? Wirds dann besser? Kommen dann nicht Zustände, die so dem grauen Elend gleichen, dass die gegenwärtige Aufregung und Herzenspein noch das Erträglichere war? – Ich kann diesen Sorgen nicht ganz ausweichen, umso weniger als ja meine besondre Zukunft am greifbarsten von diesem baumelnden Schwerte bedroht ist. Dazwischen sag ich mir wieder: das Leben nicht zu wichtig nehmen! Kein *lítilmenni*[8] sein – soviel wär aus unsern guten Sagas zu lernen! (in anderm können wir ja den Egils und Glúms nicht nacheifern!) Die grosse Aufgabe ist, elastisch zu bleiben und den

Nacken nach oben zu halten; lieber alles andre, als kümmerlich und sauer zu werden; weissgott, lieber ein Verbrecher oder ein Mann des sogenannten Lasters.

Mir erscheint dieser Riesenkrieg als die ungeheure Frucht des Nationalismus, den wir Europäer genau 100 Jahre lang, seit Napoleons Sturz, mit allen Mitteln gezüchtet haben. Auf das Jahrhundert des befreienden, zersetzenden Rationalismus folgte die grosse Revolution: das war logisch und zugleich ein grausames Fragezeichen hinter díe Zeit, die sich als die glücklichste und edelste aller bisherigen Weltperioden bezeichnete. Und dann die Vaterländerei und die erstarkende Religion, die haben uns dieses Völkermorden beschert, dieses *alþióðarmorð,*[9] dergleichen die Erde nie für möglich gehalten hatte. Alle Errungenschaften der Kultur in den Dienst gestellt des Hasses und des Vernichtungswillens!

Da las ich neulich eine Rede Troeltschens, worin er das etwas abgegriffne Thema der Gymnasialbildung zum 101stenmal erörtert. Er lässt sich ziemlich weit mitlocken von dem wunderlichen Richard Benz, der seine Trugbilder vom altdeutschen oder «gotischen» Menschen beredt propagiert. Wenn ich diese Sachen lese, sage ich seufzend: wie gut hattens die Leute vor 1815! die konnten noch schaffen und entlehnen und geniessen und mussten sich nicht immerzu die Frage stellen: ist das auch vom eignen Volk? ists nicht etwa fremd? usw.: diese Frage, die uns wie ein Strick den Hals verklemmt. Man denke sich: wenn Bach und Beethoven von diesem Gespenst heimgesucht gewesen wären, wie viel hätten sie dann geschaffen von ihren Wunderwerken, die der Trost der seitherigen Menschheit sind? Nun, an unsre Komponisten wagen sich ja die Benz und Genossen nicht heran, denn sie wissen wohl, dass nichts übrig bliebe, wenn sie denen die italienische Unterlage entrissen! Umso energischer machen sie sich an Goethe heran und rechnen ihm nach, wieweit er auf dem rechten, d.h. deutschen, Pfade blieb, und von welchem Punkte an ers hätte anders machen sollen. Leute meines Geschmacks finden sich heute in einer verdammten Lage!: das Ueble, Atemverschlagende der Vaterländerei wird ihnen deutlicher als je, und gleichzeitig ist jeglicher Kosmopolitismus zur Lächerlichkeit, zum irrsinnigen Nichts geworden durch die betriebsame und erfolgreiche Tätigkeit unserer vielfältigen Mordwerkzeuge!

Und dabei gibts immer noch Zeitgenossen, die davon fabeln, Goethe könne unsrer Volkserziehung Muster sein – !

Leb wohl, mein Alter ! Was sich auch wandeln mag, unsre Freundschaft bleibt, was sie war. Grüss mir deine Hausehre!

And.

[1] In einigen der wenigen erhaltenen Briefe Ranischs an Heusler teilt Ranisch mit, Olrik habe nach seinem letzten Brief zu schließen wahrscheinlich die Weiterarbeit an *Ragnarök* aufgegeben (8. Febr. 1917), diese Gleichgültigkeit Olriks gegenüber dem eigenen Werk sei für ihn, Ranisch, ein schwerer Schlag gewesen (5. Febr. u. 4. März 1917), aber nach Olriks Tod schwebe ihm jetzt «am lebhaftesten» vor, «daß ich nun auch etwas zu Olriks Gedächtnis tun muß. Ragnarök irgendwie als einen Stein in Olriks Denkmal fertigzustellen, erscheint mir – wie auch Du es andeutest – als eine dringliche Aufgabe» (23. Febr. 1917, alles UB Basel).

2 *Berlingske Tidende,* dänische Tageszeitung.
3 *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen,* 1846ff.; s. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 272.
4 Dän. «nicht besonders zufrieden war mit meiner Kritik».
5 Aisl. «Roethe und ich».
6 Aisl. «letztes Jahr».
7 Vgl. Brief Nr. 123 über «den falschen Smerdes». Die folgenden Worte beziehen sich auf einen erhaltenen Brief Ranischs vom 8. Febr. 1917 (UB Basel), in dem sich dieser sehr positiv über die Schrift äußert.
8 Isl. «Mensch von geringer Denkungsart».
9 Isl. «Völkermord».

126.

Berlin 1. April 1917

Lieber Freund, tak tak[1] für deinen Brief! Was die letzten Dinge betrifft, so sei doch mit Nachträgen zu Olrik eher zu sparsam als zu verschwenderisch! Leicht sieht man, wenn man mitten in der Nachprüfung steht, diese kleinen Zutaten zu wichtig, und – sicher ist man eben doch nie, was sich Olrik davon angeeignet hätte! Imgrunde kann man ihn zu denen rechnen, die *fastholder*;[2] also mehr Wimmer als Mogk (um die Hauptvertreter der beiden Lager zu nennen!). Kanntest du den Aufsatz von Pestaluzz[3] schon?

Sehr wünsche ich, dass sich deine Fragebogen beantwortet vorfanden, und dass hinwiederum die Olrikschen Randnotizen nicht zugenommen haben! denn solche Randglossen einzufügen, ist eine zweischneidige Sache; die von Olrik werden, wenn ich den Mann recht einschätze, in heissem Drange «hingewühlt» sein, so dass jeder Zweite seine Not mit ihnen hat.

Was aus Winter geworden ist, wäre unter Umständen durch Neckel zu erfragen; ein Ausweg, auf den du wohl selbst schon gekommen bist. (Neckel ist seit Monaten dienstfrei und wieder in normalen Lebensbedingungen.)

Du hast ja einen imponierenden Vorrat von Olrikbriefen! Ich verzichte auf dein freundliches Anerbieten, denn ich müsste doch mehr Quellen haben, um etwas Biographisches sagen zu können: da ziehe ich vor, mich ganz auf die wissenschaftliche Silhouette zu beschränken. Die Beschäftigung mit den Folkeviser in den letzten Wochen hat mich nie weit aus Olriks Bannkreis gelassen, aber planmässig hab ich an dem Aufsatz noch nichts gemacht, und um ihn gut zu machen, müsst ich gelehrter sein, d.h. mehr Vergleichsmaterial aus der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte kennen. Kann man vielleicht sagen, daß Olrik einen *neuen* Typus des grossen Forschers in die Welt setzte? Denn so viel ich sehe, von den alten Koniferen[4] liegt er weit ab; die hatten mehr Gravität, weniger Künstlerblut, u.s.w. Nebenbei: Sv. Grundtvig würde ich nicht mehr zu diesen Grossen rechnen. Es ist doch merkwürdig, mit welcher Regelmässigkeit sein Blick daneben trifft! Sónst hätte er gewisse menschliche Aehnlichkeit mit seinem Schüler Axel Olrik.

Lachen musst ich über dein Anerbieten, dass meine Briefe an dich dereinst an meinen Beschreiber kommen sollen ... selbiger hat sich nämlich noch nicht

gemeldet! Heute schreiben wir wohl unsre Briefe nicht mehr in dém Sinne für Mit- und Nachwelt, wie die Gebrüder[5] und andre Leute. Der arge Impressionismus hat uns gepackt; wir wollen für des Augenblickes Nu leben und sterben. Und dies darf man sagen: die Episteln der alten Herren kommen uns doch allesamt, auch die Weimar-Jenaischen nicht ausgenommen, recht schulstubenhaft vor; uns fehlt daran das neckische Leben – der Humor. Es ist eben immer die Tintenfassstimmung wie bei einer Abhandlung.

Da du nun aber einmal meine Sendschreiben so fein geordnet hast (von den deinen gilt das selbe!), so wirf einen raschen Blick hinein, ob ich nicht kurz vor diesem Kriege dir des längern schrieb über Bethes Homer. Dieses Blatt oder Blätter schickst du mir vielleicht, ganz bei Gelegenheit, zu. Es war geschrieben aus dem frischen Eindruck der Bethelektüre, die ich nicht so bald wiederholen werde, und andre Aufzeichnungen macht ich damals nicht. Mag aber sein, dass mein Gedächtnis diese Sätze zum Elephanten anschwellen liess.

Auch in anderm ist mein Gedächtnis elend. So bei jenem Essen im Kopenhagener Theaterrestaurant. Ich habe nur ein blasses Bild davon, und worüber wir plauderten, weiss ich gar nicht mehr. War dies nicht bei unserm ersten gemeinsamen Kopenhagener Besuch, im April 1902? Denn Herbst 1911 assen wir wohl nie mit Olrik zusammen – aus dieser Zeit erinnre ich mich an einen längern Spaziergang im Park – oder war der áuch 1902??

Ja ja, Thersites wird sich nicht geradenwegs auf des Alkiden Stuhl setzen. Und Olriks Arbeiten werden fortwirken bei denen, die seines Geistes sind. Schön und gut. Aber – die Lebenden behalten Recht; der Tote ist ein gar stiller Mann. Wir werden ja sehen, ob die junge Brut in Kristiania sein Banner aufrecht hält. Ausserdem vielleicht noch Sydow in Lund; aber der schreibt wenig und setzt Olriken doch nur sehr partiell fort. (Das tun freilich andre auch.) Die beiden überzeugtesten Propheten Axels wären wir zwei – aber wir haben beide nicht das Zeug zu Propagatoren ... Umso nötiger ist die deutsche Ausgabe der Ragnarök. Die wird in Deutschland immerhin wirken.

Hast du eine Ahnung, was aus den grossen Folkeviser wird? wie weit Olrik sie gefördert hatte? – Es müsste ja noch ein Nachtrag kommen, auf den das Erschienene schon da und dort verweist, und zwar, wie ich vermute, ein mächtig dicker. DgF.[6] stand ja von Anfang an mehr als gut unter dem Zeichen der Nachträge! – Wer wird dies alles machen? Und warum ruhte die Ausgabe seit schier 10 Jahren? Ích habe erst zwei Hefte von Band 8, es bricht in Nr. 480 ab: ist dies der Fehler meines Lieferanten?

Gegen den Nationalismus hab ich zwar vielerlei auf dem Herzen, aber mein Stossseufzer neulich galt der éinen Seite: dass man uns die Unbefangenheit verderben will im Geniessen der weltbürgerlich bunten Werke, die unsre Künstler alter und neurer Zeit geschaffen haben. Uns Deutschen sitzt diese Enge am schlechtesten, denn kein grosses Volk war so stark im Rezipieren, ist so vielseitig befruchtet worden von fremden Völkern.

Aber ganz gewiss, der Nationalismus hat seine schöpferischen Seiten; es ginge nicht an, ihn kurzer Hand als eine Krankheit zu betrachten. Die Tugenden, die du ihm nachsagst, lass ich gelten – mit Ausnahme davon: dass er erziehe zur richtigen Einschätzung der Eigenart, Fehler, Vorzüge des eignen Volkes.

Mag sein, dass einzelne Nationalisten dieses Widerstreitende zu vereinen wissen; aber es sind Dinge, die auf zwei Gegenpolen liegen, und wenn ich nach meiner Empirie gehe, muss ich sagen: ich kenne nur Fälle des Gegenteils: der Nationalismus wirkt dieser richtigen Einschätzung entgegen. Er lähmt den Wahrheitssinn. Wie oft bewusste Lüge, Tatsachenverschweigung usw. mitspielt, ist kaum zu sagen, obwohl ich auch bei berühmten Leuten schwer um diese Annahme herumkomme. z.B. die Art, wie der gelahrte Eduard Meyer die feindlichen Völker karrikiert (Liebermann hats ihm soeben in einer überlegenen Rezension nachgewiesen, was England betrifft)[7], ja, ob da nicht die fatale Grenze der subjektiven Unwahrhaftigkeit schon überschritten wird? – Oefter aber wird es *objektive* Verdrehung sein. Man übersieht triebhaft die Gegeninstanzen, man verliert die dem Betrachter notwendige Willigkeit, alteram partem zu hören, die Fähigkeit, sich in den Zusammenhang der fremden Anschauungen einzufühlen usw. Kurz, man wird eng und unschmiegsam. In unsrer Wissenschaft liefern die Skandinavier die stärksten Beispiele. Neuerlich fällt mir wieder auf: es ist doch starker Tobak, dass die Frage nach den Ursprüngen der nordischen Ballade verhandelt wird ohne jeden Seitenblick auf Deutschland; so als hätte es ein Land wie Deutschland einfach nicht gegeben – nur Frankreich und England. Den Anstoss dazu haben heisse Chauvinisten gegeben wie Grundtvig, Rosenberg, Steenstrup; aber die jüngre Generation übernahm dies wie ein Kommando: so der Norweger Bing, auch der sonst unbefangne Schück; schliesslich auch Olrik. Versteh mich, ich bin mir noch nicht im klaren, wie weit unsre Literatur hierbei eine Rolle gespielt hat: ich sage nur, es ist Wahnsinn, die Frage zu diskutieren, ohne überhaupt mit einer Silbe auf die deutschen Tanzlieder, auf den Kürnberger und auf die sangbaren Lieder deutscher Heldensage einzugehn!

Die Schädigung des feineren Wahrheitssinnes, dies ist der stärkste und objektivste Vorwurf, den ich gegen den Nationalismus erhebe. Anderes ist mehr subjektiver Art. Für mich hat das kollektive Eigenlob ziemlich den selben Geruch wie das individuelle, d.h. es stinkt. Ich bin darin sensibel, und Freund Schultz meint vielleicht mit Recht, dass hierin ein Giftstoff aus meiner christlichen Jugenderziehung nachwirke. Aendern kann ichs nicht mehr. Ferner, ich kann nicht leugnen, die nationale Selbstzufriedenheit hat für mich den Beigeschmack des Spiesserhaften, Bierbank-Kleinbürgerhaften. Lese ich Nietzsches heftige Vorwürfe gegen uns Deutsche, so sag ich oft: hier verhaut er sich – sein Auge ist getrübt; – aber nicht nur, dass es auf mich den Eindruck des Vornehmen macht –, ich empfinde auch diese Art der Vaterlandsliebe (oder wie mans nun nennen will) als die nützlichere; denn Gott bessers, wir háben nun einmal sehr viel nachzuholen; die wichtigsten Dinge, die Erziehung der freien, feinen Persönlichkeit, dies ist über unsern andern Sorgen gar sehr in den Hintergrund getreten. Was die «Klassiker» in dieser Richtung anbahnten, ist gleich wieder abgeschnitten worden durch das politische und nationalistische 19. Jahrhundert.

Ich bin mir bewusst, dass auch hier die «zwei Seiten» vorhanden sind: Selbstkritik ist etwas, was ich persönlich aufs höchste schätze, worin ich eine Blüte der geistigen Kultur sehe. Und zwar nicht nur die individuelle Selbst-

kritik, auch die nationale. Das dümmste aller Sprichwörter finde ich das vom Wiedehopf. Wer soll uns scharf und fein kritisieren, wenn wirs nicht selbst tun? – An Jón Jakobsson nahm mich dies wie im Sturme ein, dass er, der Isländer, sein Island mit so schneidender Kritik zerhackte – das Land, für das er gewiss ohne Besinnen das Leben liesse! Aber, wie gesagt, die Kehrseite –: ich weiss nur zu gut, dass Selbstkritik etwas Lähmendes hat! Ja, hätt ich Jünglinge zu erziehen, ich würde sie vielleicht unter Schmerzen ermutigen, derb und ungeniert an sich selbst zu glauben. Denn der sich selbst Zerfasernde und Bezweifelnde hat eine Hauptwaffe weniger für den Kampf des Lebens!

Du wirst Recht haben darin: es gibt drei Stufen, erst die einfache Heimatsliebe, dann der vaterländische Stolz, dann die Weltbürgerlichkeit. Aber diese Stufenfolge gilt phylogenetisch. Der Einzelne braucht die mittlere Stufe nicht durchmessen zu haben. Goethe hat sie nie durchmessen. Und schwerlich dürfte man sagen, die zweite Stufe habe sich mit innrer Notwendigkeit eingestellt, überall. Bei uns Germanen ist sie doch wohl die erkennbare Okulierung durch die Erben der Antike, die Pfaffen. Hierin wie in anderm hat sich die genetisch frühere Stufe, die germanische, der entwickelteren gefangen gegeben. Schade! das entwickeltere ist nicht immer das erfreulichere (hier werde ich wieder subjektiv), und ausserdem – auch jene Stufe Nr. 1 hätte ihre Entwicklungsmöglichkeiten in sich getragen, nur eben in andrer Richtung.

So, da ende ich zu guter Letzt bei Richard Benz und wünsche den römischen Einfluss ungeschehen!! Ja ja, die Konsequenz ist eine schöne Tugend!

Leb wohl mein Lieber! Heute hab ich noch etwas Gutes vor, die Matthäuspassion. Darum schliess ich. Ich fing in den letzten Tagen ziemlich fleissig an, als es endlich einmal ein paar wenig gestörte Tage gab. Die Folkeviser möcht ich ganz gern für ein Jährchen zum Brutei machen.

Zum Politisieren bin ich nicht mehr gekommen – Gott sei Dank, hör ich dich stöhnen! Uebrigens seh ich die Lage hoffnungsreich an. In Russland ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Und unsre Tauchteufel[8] sprechen auch noch.

Dir drückt die Hand dein alter

And.

1 Dän. «danke, danke».

2 Dän. «die an etwas festhalten».

3 Gemeint ist Rudolf Pestalozzi, Die germanische Götterdämmerung, in: *Ilbergs Neue Jahrbücher für das klassische Altertum* 31 (1913), 706 – 720. Dieser Aufsatz wird auch in Brief Nr. 142 erwähnt.

4 Von Heusler durchgängig gebrauchte Verballhornung von «Koryphäen».

5 Die Brüder Grimm.

6 *Danmarks gamle Folkeviser*, bis zum Abschluß von Bd. 8 (1919) unter der Herausgeberschaft von Axel Olrik (u. Svend Grundtvig) erschienen, wurde ab 1920 durch 2 weitere Textbände, hg. von H. Grüner-Nielsen, K. I. Hildeman, Erik Dal und Iørn Piø (bis 1965) ergänzt.

7 F. Liebermann, Rez. von Eduard Meyer: England, o. O. 1915, in: *Historische Zeitschrift* 117 (1917), 327 – 331.

8 Gemeint sind die deutschen U-Boote. Der Ausdruck wird von Heusler des öfteren gebraucht.

127.

Berlin 10. Juni 1917

Mein Lieber, deine gelben Hefte[1] werden bei dir zurück sein. Für Olrik selbst enthielten sie ja wenig Ausbeute! Sein Schreiben läuft einigermassen im Sand aus. ...: die Gottheit des Folkeminde ist dem Götzen der Folkemindesamling[2] gewichen. Organisieren! Mich schüttelt ein heiliger Respekt. Aber wirklich ein Respekt. Du weisst ja, es ist nicht meine Art, zu belächeln, was mir versagt ist.

Und dann diese Seiten über «germanisch» und «gotisch»[3] ...: nun, wir wollens nicht tragisch nehmen, aber eine unfreundliche Fügung der Nornen ist es schon, dass Olrik in seinem Leibblatt enden sollte mit dieser Bekundung seines Nationalismus und dieser Trübung seines verständigen Blicks. Hinter all dem Gerede steht ja doch einzig und allein der Widerwille der Dänen, sich mit dem Namen zu benennen – Germanen –, der im Laienmunde auch für die Deutschen insbesondre gebraucht wird. Wenn die Engländer sich sträuben, ists begreiflicher, denn ihr «German» íst nun einmal = deutsch und unterscheidet sich klanglich wenig von «Germanic». Und dennoch fingen die Engländer an, das Widerstreben zu überwinden und das wurzellose «Teutonic» durch «Germanic» zu ersetzen – sieh Chambers und die Amerikaner. Aber die Dänen verfolgten dies mit Bedauern; ihr 1864er Hühnerauge brannte noch zu sehr, als dass sie das gute Beispiel hätten nachahmen mögen. Wie denkt sich wohl Olrik, Schütte p. p. einen Satz wie die folgenden in ihr «Gotisch»-Kauderwelsch übertragen?: Zu dem Reich des Goten Ermanarich gehörten aussergotische, auch aussergermanische Völker. – Alle altgermanischen Sprachen kennen den gemeingermanischen a-Umlaut mit Ausnahme des Gotischen. – Die übrigen ostgermanischen Sprachen werden sich von dem Gotischen nicht viel stärker unterschieden haben als Ost- und Westgotisch untereinander.

Interessant waren ein paar andre Sachen in diesen DStud.-heften, so der gelehrte Artikel Christensens über die Stammväter.[4] Imgrunde führt er das wichtigtuerische «Bagvægt»[5] zurück auf das, was es wirklich ist: es spielt nur da, wo A und B eine Folie bilden zu dem handelnden C. Aber er kann sich doch nicht entschliessen, die Folgen zu ziehen! Die Gewalt der Termini technici ist gross – so gross wie die der Parteischlagwörter!

Heute kam eine reiche Sendung von Liestøl, darunter der Aufsatz über die Sigurdballaden[6], dessen Inhalt dir vermutlich nicht ganz neu ist, und der Nachruf auf Olrik[7]. Diesem sieht man an, wie Olriks Vorlieben für Norwegen (opp. Island) weitersprossen in der Seele des Nordmanns – von einer patriotisch unbefangenen Betrachtung werden wir eine geraume Zeit weit entfernt sein. Und der Krieg wird auch dárin schaden. Man ahnt schon dies und jenes. Uebrigens freute michs, dass Liestøl die Sendung schickte; nach den Zeitungen könnte man glauben, wir seien dort endgültig in Bann getan.

Meinen Olrikartikel hab ich in den letzten Tagen der Pfingstferien, mit energischem Anlauf, hingesetzt: ich sagte mir, dass er nur dann erklecklich besser würde, wenn ich ihm noch ganze Wochen widmete – und dazu komm ich nicht! So wurde es ein harmloses Gemisch von Titelliste und nekrologischen Phrasen; etwas persönlichere Note hat vielleicht die Betrachtung über

die religionsartige Heimatliebe, die Vergötterung der Nordboer, die man an Olrik so schön beobachten kann. Hierauf weisen natürlich die Skandinavier nicht hin, weil sie diese Geistesrichtung, da stärker, dort milder, als selbstverständlich empfinden. Für uns Mitteleuropäer ist sie nícht selbstverständlich.

Als ich mich, vor Niederschrift der paar Seiten, einige Tage in Olrik vergrub, strömte von seinen Sachen eine wahrhaft erquickende Wirkung auf mich. Vorher hatt ich neuere mythologische Wagnisse gebüffelt, besonders den Wälzer M. Olsens über die Ortsnamen. Das ist etwas sehr Böses! SBugges Schule, bestehend darin, dass man das Ueberlieferte grundsätzlich überfragt, sich grundsätzlich nicht klar machen will, was im besten Falle gefragt und beantwortet werden kann. Olsen pappt eine sinn- und kunstreiche Rüstung zusammen, gegen alle Hiebe und Stiche gefeit – aber sie ist aus Karton: es braucht kein Eisen, ihr beizukommen; ein Haselknüttel genügt. Und diese Scheingebäude aufgeführt mit einem wichtigtuerischen, pastoralen Ton. Durchweg die Methode: was man auf Seite 80 als erwägbare Möglichkeit ausgegeben hat, das ist auf S. 120 zu einer Tatsache erstarkt, auf der man weitre Zentnergewichte abladen kann, usw. Ich nahms ernst mit der Lektüre und habe viele Quartblätter mit Auszügen und kritischen Fragen bedeckt. Denn ich wollte meiner triebhaften Abneigung gegen diese Art und Weise nicht das Steuerruder überlassen. Aber am Ende fühlt man dann reichlich einen moralischen Kater. So ein Missverhältnis zwischen Scharfsinn und brauchbaren Ergebnissen! Was ich ihm gláube, geht auf ein paar Seiten zusammen und ist kaum mehr, als was schon der alte Oluf Rygh aus den n. l.[8] folgerte.

Und mit andern mythologischen Monographien gehts mir nicht viel anders. So mit dem Aufsatz Brates über die Wanen. Die Herren haben eine andre Gehirnkonstruktion: sie halten Dinge für glaubhaft oder erwiesen, bei denen ich nur fragen kann: ja wieso denn? das ist doch eine bare Möglichkeit neben zwanzig andern! – Selig, wer sich nicht mit germanischer Mythologie befassen muss! Der Gedanke, ich müsste ein Lehrbuch darüber schreiben, triebe mich aus der Haut. So ein Collegiolum[9] drüber zu halten, das geht; da lass ich so vieles von den neuesten Gespinnsten einfach weg; andres erwähne ich polemisch oder ironisch – hin und wieder kann man methodische Dinge daran beleuchten.

Das Semester hat eine Unruhe gebracht, wie ich sie kaum je kannte. Man sollte denken, der Krieg setze die Betriebsamkeit herab, aber tværtimod[10]! Das Organisieren der Lagerbesuche zieht sich wie eine Kette ohne Ende durch alles hin.[11] In der Pfingstwoche war es ausgerechnet éin Tag, der von Geschäftlichkeiten frei blieb. Aber weisst du, Roethe ist bewundernswert. Wie er stets nicht nur höflich, nein, freundlich, liebenswürdig bleibt bei all meinen Dolpatschereien und Vergesslichkeiten; wie er den Schein wahrt, als schaffte ich mit ... Er kommt mir vor, wie ein stracker Bereiter, der in der Manege steht, blanke Rohrstiefeln und aufgebundne Frackschösse, die Peitsche in der Hand: und ich der lahme steifbeinige Gaul, dem das Peitschenknallen einige wohlgemeinte Sprünge ablockt, aber aus den Pirouetten usw. wird nicht viel!

Die Lager sind ja nicht das einzige. Rödiger fand es angemessen, mitten in diesen Zeitläuften seinen Lehrstuhl zu verlassen. Da müssen wir einen Nach-

folger finden. Allerlei Kommissionssitzungen. Auch hier mácht Roethe die Sache; sein Ueberblick über das Personal ist wunderbar, auch seine Beurteilung weitsichtig und nicht banausisch: ich kann ihm fast durchweg zustimmen und, wie Gretchen, zu allem Ja sagen. Und nun ballt sich die weitere Wolke zusammen: die Nachfolge Milans. Bisher haben mir zwei Anwärter längliche Besuche gemacht; es sollen aber zwei Dutzend sein. Man weiss nicht, was noch werden mag. Ja ja, meine Einwilligung in den Professor publicus ordinarius im September 1913, die hab ich bezahlt! verðr þat er varir – ok svá þat er eigi varir.[12]

Viel Zeit frass auch die Liósvetn.-Arbeit der guten, wohlgemeinten Adolfine Erichsen. Das Kapitel, das die «Erzählweise» der Saga behandeln sollte, wurde ganz dürftig; da versagte es einfach. Aber die zwei grössern Kapitel über die handschriftlichen Texte und über den Aufbau aus þættir sind mit der Zeit, unter viel Ach und Krach, zu etwas brauchbarem geworden – mehr will ich nicht sagen: ob z.B. du, der sich mit der Lv. intensiv beschäftigt hat, Neues daraus lernen wird, weiss ich nicht; aber zu den gedruckten Aeusserungen über die Saga bringt es Neues hinzu. Ich kann daher mit gutem Gewissen für Annahme der Dissertation eintreten. Das Anfängerwerk verrät sich auf jeder Seite.

Unter diesen Umständen ist aus der Folkeviselektüre nicht viel geworden. In den Osterferien hatte sich der Haufe von Exzerpten ziemlich geschichtet, und ich fing an, Witterung für die Probleme zu bekommen. Aber es war eben ein Anfang; bestimmte mir zwingbare Fragen hatten sich kaum herausgehoben (man ist eben verdammt gehemmt dadurch, dass die norw. und fær. Viser nur zum kleinsten Teil gedruckt sind!). Immerhin, das langsame, gründliche Eindringen in eine Masse, die ich bisher mehr aus der Vogelschau kannte, machte mir Freude. Die Aufsätze der Musikhistoriker bringen Viel, was wir Metriker von únsrer Warte aus ansehen und nutzbar machen können. Sehr gefördert haben mich einige Arbeiten von Gaston Paris, die grosse über die Origines de la poésie lyrique en France und die feine Anzeige von Schröders Kölbigk-Tänzern.[13] Bisher scheint mir doch, dass Edward Recht behält, und dass die Strophe «Equitabat ...» deutsch ist. GParis rechnet noch gar nicht mit der tanzhaften (Halb)Lyrik, die in Frankreich und überall, wie es scheint, der Ballade vorangegangen ist: er ruft immer sogleich nach Gedichten von der Art der Folkeviser, wo sich Tanzverse mit Kehrreim zeigen. Der Vortritt der Kleinlyrik war wohl eine neue Entdeckung Steffens 1898? Von da aus stellt sich manches anders dar, als Gaston Paris es beurteilt.

Du erwähnst seinen Roland-Nibelungenaufsatz.[14] Der hat mich auch angeregt. Er stammt ja aus Parisens Jugend und treibt einen gewissen altmodischen Dogmatismus wohl weit. Die Namen «Épopée nationale» u.ä. sind für ihn Platonische Ideen; er demonstriert, wie weit der Roland, das NL dieser Idee nachkommen, usf. Aber er stellt einige Unterschiede helläugig fest.

Die Uebungen über dän. Folkeviser (nach Olriks Udvalg) machen mir Vergnügen. Es sind 10 Leute dazu gekommen – aller Ehren wert. Bei Neuhaus oder sonst haben sie ungefähr Neudänisch gelernt, so dass das Sprachliche nicht sehr aufhält. Ich gehe zwanglos vor: das einemal vergleiche ich eine

verwandte Fassung, das andremal frage ich nach dem Unterschied zwischen Goethes Erlkönig und dem Elverskud[15]; dann wieder orakle ich über den Kehrreim, einmal werde ich ihnen auch von den Melodien einige Pröbchen geben.

Es ist immer nett, eine Vorlesung oder Uebung neu zu halten. Auch meine Nibelungenübungen im Seminar halte ich zum erstenmal. Nur hat es seine Haken für einen trägen Langsamarbeiter wie mich, wenn man so in éinem Semester Mythologie, Balladen, Nibelunge am Leitseil halten muss: sobald ich einmal ein paar Tage in dem éinen warm geworden bin, merk ich, wie die andern Stunden drunter leiden.

Um zu unsrem Nationalismus zurückzukehren: als ich in meinen letzten Briefen darüber orakelte, schwebtest du mir keineswegs als Opponent vor. Denn ich erinnre mich an alte Aeusserungen von dir, die in kritischer Schärfe dem deutschen Volkstum gegenüber weiter gehn, als was ich unterschriebe. Einmal konntest du so ungefähr sagen: ja, sonderlich begabt war ja das deutsche Volk nie. Nun, ich lege solche Worte nicht auf die Goldwage. Aber item, nach dem Gesamteindruck, den ich von dir habe, rechne ich dich mit JSchultz zu den ganz Wenigen unter meinen Bekannten, die mir als chemisch frei von Chauvinismus gelten; ich habe das Gefühl, wenn wir zwei über einen einschlagenden Punkt dissentieren, liegts nicht daran, dass der eine unbefangner, kosmopolitischer denkt, sondern es ist einfach eine intellektuale Spaltung, wie sie auf jédem Gebiet eintreten kann. Deine Briefe aus der Kriegszeit zeigen mir auch nicht, dass in dir eine Evo- oder Revolution in diesen Dingen erfolgt wäre. Bei andern meiner Freunde hab ich allerdings derartiges erlebt; in éinem Falle só, dass der Briefwechsel darunter schwindsüchtig wurde!

Ich gehöre zu denen, die auf die russische Karte wetten. Die Tauchbote sind schön und gut; aber den Umschlag erhoffe ich von Osten: dort gährt es offenbar immer weiter. Mag man zwei Drittel abziehen von dem, was Herr Max Theodor Behrmann in der Vossischen tagaus tagein über Russlands Anarchie schreibt, es bleibt genug übrig, was zu Hoffnungen berechtigt. Seit der Zarismus gestürzt ist, hat die Weltlage für mich ein ander Gesicht angenommen. Der Kampf der Mittelmächte gegen den tatarischen Albdruck, dies war für mich das Erhabenste an diesem Kriege: dies ist nun anders, und ich würde mich nicht sträuben gegen einen annexionslosen Frieden mit Russland. Die Balten mögen sehen, wie sie sich in diesem Staatenbund einrichten. Polen muss natürlich selbständig bleiben.

Bei Engländern und auch, was mehr überraschen kann, bei Franzosen ist die Kriegslust noch gross. Da seh ich keine andre Hilfe, als dass Russland aus der Firma austritt. Wär es nicht so furchtbar wohlfeil, von seiner Studierstube aus die Dinge besser verstehn zu wollen als unsre Staatsmänner, so würd ich sagen: ein schöpferischer und nicht alldeutsch gesinnter Kanzler hätte gewiss schon Wege gefunden, die Russen herumzubringen. Man fragt sich doch manchmal: was tut eigentlich Bethmann? Verhält er sich grundsätzlich abwartend? – Nun, darüber bekommen wir vielleicht einmal Licht!

Darüber sind wir uns wohl alle klar, dass mit dem Frieden nicht gleich eine schöne Zeit einziehen wird. Dieser Krieg hat Leuten unsrer Alterslage den Rest des Lebens verschattet. Dem sehe ich scharf ins Auge. Aber bisher hab ichs

fertig gebracht, mich nicht zum Sauerseher entnerven zu lassen. Der Humor muss es machen!

Ich wünsche dir und den Deinen alles Gute! – Noch dies: mit den Sozialdemokraten konnten wir doch zufrieden sein, wie? ich meine, mit den deutschen in Stockholm. Sie haben unsre Sache brav vertreten.

Du siehst, eine kleine Kannegiesserei gibts zum Schluss immer noch!

Bleib gut deinem alten

And.

1 Bei den «gelben Heften» handelt es sich *hier* um «Hefte der Danske Studier ... die du über das Jahr 1915 hinaus besitzt», um die Heusler mit Postkarte vom 31. Mai 1917 gebeten hatte. Der erste Aufsatz, auf den Heusler anspielt, ist Axel Olriks postum herausgekommener Bericht: Nordiske Folkemindesamlinger. Indberetning til Undervisningsministeriet, in: *DSt* 1917, 22 – 28.

2 Dän. «Archiv für volkskundliche Überlieferungen».

3 Axel Olriks Aufsatz: Arisk og Gotisk, in: *Danske Studier* 1916, 157 – 160.

4 ARTHUR CHRISTENSEN, Trebrødre-og Tobrødre-Stamsagn, in: *Danske Studier* 1916, 45 – 86.

5 Dän. «Achtergewicht».

6 KNUT LIESTØL, Færøyske og norske folkevisor, in: *Maal og Minne* 1917, 81 – 110.

7 *Syn og Segn* 23 (1917), 193 – 205.

8 nominibus loci.

9 Verkleinerungsform zu «Colleg(ium)».

10 Dän. «ganz im Gegenteil».

11 Vgl. Brief Nr. 129, Anm. 1.

12 Aisl. «es geschieht, was man erwartet – und auch, was man nicht erwartet» (*Grettis saga*).

13 *Les danseurs maudits, légende allemande du XIe siècle*, Paris 1900, betrifft EDWARD SCHRÖDER, Die Tänzer von Kölbigk, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 17 (1896), 94 – 164.

14 GASTON PARIS, La Chanson de Roland et les Nibelungen, in: *Revue germanique* 25 (1863), 292 – 302.

15 Dän. «Elfenschuß» = Hexenschuß. Dän. Ballade gedruckt in *DgF* II, S. 114, Nr. 47 B; deutsche Übersetzung: Herr Oluf und die Elfen, in: I.-M. GREVERUS, *Skandinavische Balladen des Mittelalters,* Reinbek 1963, S. 39f.

128.

Berlin 31. Juli 1917

Mein Lieber, diese Woche wirst du noch der Ferien geniessen, vielleicht noch die nächste. Ich habe noch drei Kollegstunden vor mir, atme aber doch schon die Stimmung des Ferienanfangs. Auch das ministeriale Gebot, das uns ein Drittel dieser Ferien raubt, kann einen nicht ganz um dieses Aufatmen bringen. Schade ists aber. Ich wäre gern für 1 – 2 Wochen hinausgegangen, dachte an den Schweriner See mit tüchtigem Rudern. Só aber, wo die Ferien auf acht Wochen zusammengeschrumpft sind, lass ichs bleiben. Ich werde mich hauptsächlich mit Heliand und der engl. Stabreimdichtung zu beschäftigen haben.

Denn ich wagte nicht, etwas Nordisches fürs Seminar anzuzeigen. Der ganze Zusammenhang der altnordischen Schulung – so weit eine solche bei mir vorhanden war – hat ja aufgehört. Für Nibelungenübungen bracht ich doch noch einige Dreissig zusammen: Edda hätte nicht ein Drittel davon angelockt. Die nordischen Privatimvorlesungen hab ich seit sechs Semestern überhaupt aufgegeben. Damit ist das weggefallen, was mir das Dozieren einigermassen schmackhaft machte. Zugleich hab ich neueste Literatur über die anord. Dinge greulich liegen lassen: ich brauchte (Irrealis!) Monate, um bloss in den Zeitschriftenbänden der letzten drei Jahre nachzuholen, was zu meinem eigentlichen Gebiet gehört! Und dies muss alles nun noch länger liegen bleiben. Auch die Balladen-Kollektaneen hab ich mit einem wehmütigen Abschiedsblick zur Seite geschoben. Zwei Eisen im Feuer zu haben, dies wird mir je länger je unmöglicher.

Weisst du, die eigentlich verheerende Wirkung dieses Kriegs auf mich ist der Schwund des Gedächtnisses. Ich merks an hundert Einzelheiten, so auch daran, wie ich aus dem Altenglischen herausgekommen bin. Hab mich letzte Woche an den Crist u.a. gesetzt: ich musste mich vorwärts stümpern wie ein Anfänger. Aber die Vorbereitung auf Heliand ist nun eben zum grössten Teil Studium der englischen Epen. Zwar glaub ich nicht mit Trautmanns Schule, dass die Sachsen aus dem Engl. übersetzt haben, aber sie stehn ganz und gar in den Spuren ihrer engl. Lehrer: Heliand und Genesis sind zu verstehn als Ableger jener von «Cædmon» begründeten Kunst. Das «altgermanische» oder «altdeutsche Epos», das man immer als Hintergrund des Heliand gefabelt hat, ist in Wirklichkeit die kirchliche Buchepik der Engländer. Ob unsre Altsachsen daneben noch viel deutsche Heldenlieder zu kennen brauchten, um zu ihrer Copia verborum, überhaupt ihrer sächsischen Sprachform zu gelangen, dies ist mir vorläufig noch unklar. Für den Inselverlag hab ich eine (unter Umständen revidierte) Ausgabe des Simrockschen Heliand versprochen – die Genesis übersetz ich wohl selbst dazu, und dann eine kurze Einleitung. Dies deckt sich wenigstens mit der nötigen Vorbereitung aufs Kolleg.

Ich leg deinen Brief vom 6ten dies[es erg. Monats] vor mich. Diese Versendung der Kinder nach Holland, ist dies eigentlich eine staatlich organisierte Sache, oder fusst ihr auf besondern persönlichen Bekanntschaften? Warum gehst du nicht auch zu Hilfsarbeit auf dem Lande? Nimmt man uns Greise nicht mehr, damit Deutschland nicht seine Intelligenz verliere? Sonst würd ich mit Wonne mitmachen – aber vielleicht mit wenig Begabung!

Was ihr Schulmeister alles so dazwischen zu wissen habt! 'S geht auf keine Kuhhaut. «Deutsche Kolonien und aussereuropäische Erdteile»: ein Schlotter der Ehrfurcht fasst mich. Und ein gewissenhafter Mann von deinem Kaliber wird nicht das gewiesene Hilfsmittel wiederholen, sondern sich «eine eigne Anschauung gewinnen»; alle Achtung!

Ueberhaupt klingen deine letzten Aeusserungen nach viel Konzentration und Arbeitsfähigkeit. Du kutschierst dein Dreigespann vorwärts und liesest daneben noch 18. – 20. Jahrhundert. Lüders hat also deine Quaestiones in die Hand genommen. Er fand übrigens, deine Prosa sei nicht ganz frei von Danismen (als Beispiel nannte er: «ringsumher im Mahabharenten trifft man auf

...», was mir auch nicht deutsch vorkommt). Hoffentlich hast du auch bei Löwis Erfolg.

Lohnt es sich heute noch, jene Schückschen Phantasien durchzuackern? – Doch du liesest ja rascher als ich, da schadts nichts. Ich könnt dergleichen nicht mehr verantworten. Seinerzeit hab ich die 2 Bändchen auch excerpendo durchgesteisst, aber fruktuos wars nicht. Es steht dicht neben Kauffmann.

Und bei alledem fandest du Zeit, auch auf meine Havamal-Umkrempelung einzugehn! Ich teile deine sämtlichen Zweifel! Glaub auch, ich hätte das Rezept nicht so emsig im einzelnen durchgeführt, wenn nicht die Genzmersche Verdeutschung den Zwang geübt hätte: da músste man eben wählen! Wir haben wohl vier Jahre lang, mit Zwischenräumen, über die Ordnung deliberiert; auch ér hat seinen Senf dazu gegeben – stufenweis rückte es vor: als ich letzte Weihnacht noch einmal dahinter sass, kam ich zu den letzten Umschmeissungen – sie schienen mir ein Fortschritt über den Text, den Genzmer vorläufig in den blauen Islandsfreunden[1] gedruckt hat; und er hat das meiste davon für die Ausgabe Bd. 2 akzeptiert. Aber einen Aufsatz hätt ich nicht draus gemacht, wan[2] der leidige Zwang der Akademei.

Uebrigens zerfällt die Frage in eine Menge Einzelfragen: es ist keine Hypothese, die man im ganzen bejahen oder ablehnen wird. Díes geben gewiss Alle zu, dass Umstellungen vorkommen konnten; und zwar nicht nur ausgerechnet in den paar Fällen, wo Müllenhoff sie zuliess. Aber an *wie vielen* Stellen nun das Verpflanzen glaubhaft wirkt, díes ist die Frage. Und du legst da gewiss den Finger auf eine der blöderen Stellen im Gewebe (Str. 16 – 20). Ein Nutzen des Versuchs mag der Widerspruch gegen das Streichungsverfahren sein; auch das Betonen des Stilistischen.

Wieso Háv. 12 – 14 ein vollständiges Odinsbeispiel sein soll, seh ich nicht. Háv. 103 wird zur annehmbaren Einleitung des 2. Beispiels, wenn man statt der überschüssigen Verse 1 – 6 liest etwas wie: Minnigr ok málugr skal margfróðra hverr, sviðr skal um sik vera. Díes sind die Qualitäten, die Odin bei diesem Abenteuer bewährt. Dass du immer noch an den Richertschen Brautlauf[3] glaubst, wundert mich: er ist nur gefolgert aus dem «vel keypts litar», und dies bedeutet doch, wie Müllenhoff richtig sah, «der wohl eingetauschten Gestalt» (= Schlangenverwandlung). Ich halte diese förmliche Heirat mit der Riesin für eine kulturwidrige Konstruktion.

Dass jedes dieser Odinsgedichte eine Einheit für sich ist, scheint mir evident. 2 und 3 würd ich in ganz verschiedne Zeitläufe setzen: 3 könnte noch heidnisch sein, 2 stammt gewiss aus dem 12. Jh., es erinnert an spielmännische bzw. balladenhafte Erfindungen. Die Aehnlichkeit der drei Nummern beruht darauf, dass einer den andern nachgeahmt hat. Da 2 1/2 Exemplare vorliegen, darf man wohl von einer «Gattung» sprechen. Auch andere «Gattungen» sind uns in der Edda nicht kopfreicher belegt. Odins Runenlied würd ich, trotz unleugbarer Berührung in der Anlage, mehr abseits stellen.

Quoad Kölbigk-Tänzer:[4] ja, auch Schröder nahm eine Ballade an, stimmt also darin zu GParis. Aber dieser sah darin ein Argument gégen sächsischen Ursprung der Verse (die ja nur in der jüngsten, englischen Fassung der Geschichte enthalten sind); denn Bauern könnten nicht so ein heroisches

Poem gesungen haben. Hiergegen ist nun eben einzuwenden, dass es sich nur um genrehafte Tanz lyrik handelt, und dass solche auch sächsischen Pawern zuzutrauen wäre. Die Verse enthalten nichts Höfisches, Ritterliches, wie die mit ihnen verglichenen aus spätrer Zeit. Kehrreim kann sich auch mit Tanzlyrik verbinden: dafür gibt es norwegische, schwedische und andre Zeugnisse. Man darf also der nächstliegenden Annahme folgen, dass die Zeile: «Quid stamus? cur non imus?» ein Chorkehrreim war. Ein längres episches Poem wird dadurch nicht bedingt.

Was hat alles die Politik gebracht seit unserm letzten Gespräch! Der neue Herr[5] gefällt mir nicht übel; er ist sachlicher als der alte, nicht so zanksüchtig und rechthaberisch. Er hats freilich auch leichter: er kann auf einer unbeschriebnen Tafel anfangen. Eine tiefe Erquickung war das Vorrücken in Galizien. Ueberhaupt, alles in allem, wir stehn heute wohl besser da als vorm Jahr um diese Zeit. Mit banger Spannung verfolge ich die täglich drohende Riesenoffensive im Westen. Mögen unsre Helden da noch standhalten! – Auf die Franzosen hat Amerika verheerend, vergiftend gewirkt. Ihre Kriegsmüdigkeit vom Frühjahr ist zerstoben vor dieser Hoffnung, uns doch noch in den Staub zu zwingen. Sie sind heute gewiss das Haupthindernis des Friedens und der Vernunft. Bei den Engländern würds mich nicht gar zu sehr wundern, wenn sie einlenkten, denn – sie haben ja ihre Wünsche erreicht über Bitten und Verstehn: man denke nur an Asien! Sie sind dem Weltimperium um grosse Schritte näher gekommen.

Für mich hat dieses Ausdauern in Fakultät und Akademie eine rein aushöhlende Wirkung. Ich habe in diesen beiden Körperschaften sonnenklar gesehen, dass ich nicht hingehöre; dass meine sehr begrenzte Begabung nicht langt für diese Posten. Nun, ich schwärme für Selbsterkenntnis; aber – man sollte dann auch die Folgerung draus ziehen können, d. h. gehn! Dass ich so Jahre lang die Komödie spielen muss, als sei ich einer aus dieser Zunft, als gehörte ich dazu. ...: das reisst meiner ganzen Existenz die Wurzeln aus. Eine fortgesetzte Heuchelei. Weder Hirn noch Schreibhand befähigen mich, in dieser Gilde zu stehn. Ich empfinde sie als etwas mir innerlichst Fremdes. Ich spiele eine lächerliche Figur darin. Gewiss, ich besass nie das normale Mass von Glauben an mich selbst; aber bis zum Jahr 1907 konnt ich doch halbwegs das vorstellen, was ich bin: dieses Extraordinariat in einem «Nebenfach», das konnt ich mit Anstand ausfüllen. Was dann eintrat, das hat mich aus meinem Gleis geworfen. It doesn't do, dass ein Mann Jahre lang durchbohrt wird vom Gefühle seines Nichts. Hätt ich doch in Akademie und Fakultät einen Freund gehabt, éinen, der mich kannte! Er hätte gesagt: A. H. ist in seiner Art ein guter Mann, aber zwingen wir ihm nicht eine Rolle auf, die ihm nicht sitzt. – Nun, in die Akademie lief ich blind, ahnend aber nicht wissend, hinein; in die Fakultät mit klarem Wissen – aber mit der bestimmten Erwartung, dass ich nur ein Semester darin fungieren würde und dann mein Nachfolger diese Stellung vorfinden würde. Und da kam der Krieg – und ich blieb ... ich frage mich, ob ich da nicht aus lauter Anständigkeit etwas ganz Unnützes getan habe; denn Neckel hätte ja meinen Posten auch im Kriege ausfüllen können, und jetzt der Abgang Rödigers zeigt mir, wie bedeutungslos es ist, wenn man so ein wenig wechselt.

Aber, so wie es nun einmal steht, bin ich gebunden und muss aushalten. Dass ich später noch grössre Arbeiten fertig bringen werde, daran glaub ich nicht mehr. Ich bin, wie gesagt, unterhöhlt; ich habe verloren, was die erste Bedingung ist für jede Produktion: den Glauben an mich selbst.

Du brauchst aber auf diese Bekenntnisse nicht einzugehn. Denn quodammodo sind sie ein Pudendum: man sollte jetzt, bei diesem Weltleiden, nicht Worte wenden an seine kleinen Privatleiden.

Grüss mir die Hausehre bestens, und lassts euch nach Kräften gut gehn!

Unwandelbar

And.

1 Felix Genzmer, Die Reden des Hohen (1. Lied). Aus der sogenannten Liederedda übersetzt, in: *Mitteilungen der Islandfreunde* 4, 3 / 4 (1917), 45 – 52. Die *Mitteilungen der Islandfreunde. Organ der Vereinigung der Islandfreunde* wurden 1913 von W. Heydenreich und H. Rudolph begründet.

2 Mhd. «nur».

3 M. B. Richert hatte *Háv.*, 104 – 110, als regelrechte Freier- und Hochzeitsgeschichte interpretiert.

4 Gemeint ist das Tanzlied von Kölbigk, das älteste überlieferte Tanzlied in deutscher Sprache (11. Jh.). Vgl. Brief Nr. 127, Anm. 13.

5 Nach Bethmann Hollwegs Entlassung wurde Georg Michaelis neuer Reichskanzler.

129.

Berlin 2. Sept. 1917

Mein Lieber, aus deinem Brief klang die Stimme des alten Freundes, wohltuend, verstehend. In éinem Punkte bist du im Irrtum: was die Rolle Roethes betrifft. Und darüber möcht ich gleich ein Wörtlein sagen. Ich habe keine Lust, auf diese meine Leiden später zurückzukommen: oft genug hab ich dir davon geschrieben – du geniessest den zweideutigen Vorzug, dass du der einzige Mensch bist, dem ich ausführlich von diesen Dingen spreche. Aber es muss einmal ein Ende haben. Deinem Irrtum über Roethen aber will ich gern entgegentreten, sonst haftet er bei dir und dauert noch in einer Zeit, wo ich ihn nicht mehr berichtigen kann.

Es ist richtig: dér Gelehrtentypus, den Roethe aufs saftigste vertritt, ist meinen persönlichen Trieben innig zuwider. Was nicht hindert, dass ich diesen Typus bewundre und geneigt bin, ihn für den der Zukunft zu halten. Für mich ist das einzig Wertvolle an der Wissenschaft das stille Bebrüten der Probleme, die kontemplative Besinnlichkeit, das einsame, ganz persönliche Studium, seis nun zur Erkenntnis, seis zur klaren Formung des Erlebten. Und dies spielt ja bei Roethe gar keine Rolle. Seine Lebensführung ist von vornherein so eingerichtet, dass für «Brüten» keine Zeit bleibt! Bezeichnend ist sein Verhalten jetzt im Kriege: er trotzt der allgemeinen Not durch gesteigerte Betriebsamkeit – sehr schön! aber diese Steigerung äussert sich nicht darin, dass er sagt: jetzt pack ich einmal dieses und jenes Problem ernstlich an den Hörnern, oder jetzt forme ich endlich die vor 13 Jahren versprochene Deutsche Literaturgeschich-

te für Hinneberg. Nein, der Eifer ergiesst sich in neue Organisationen: so wird jetzt Leitzmann aufgepeitscht, dass er den grossen Briefwechsel der Grimme mit Lachmann ediere, – wobei Roethe kräftig mitberät, was man drucken dürfe und was nicht (es liegt ja, wie du weisst, keineswegs so, dass Roethe müssig auf seiner Kommandobrücke stände!).

Aber dieser Gegensatz zwischen ihm und mir ist kein Leiden für mich. Und was damit zusammenhängt: dass wir zwei, deren Forschungsgebiet sich z. T. deckt, nie zu einem anregenden fachlichen Gespräch kommen, das ist zwar schade, aber wäre schliesslich leicht zu tragen.

Ferner, dass Roethe in seinem Organisiereifer Dinge von mir wünscht, die ich ablehnen muss, ist verschwindend selten. So wollte er, ich sollte letzten Jänner für eine Woche in ein Lager bei München fahren, um mir mit der Phonographischen Kommission[1] den Rummel anzusehen. Dárauf erklärt ich: nein, da gingen mir doch die Vorlesungen vor, und einen greifbaren Nutzen könnt ich mir von der Reise nicht versprechen, ausserdem hätt ich nächstens den Akademievortrag zu halten (worauf er erwiderte: dén schütteln Sie doch aus dem Ermel! – ich und zum Ermel hinaus schütteln!). Nein, fast immer hab ich keinen Grund, seinen Anregungen zu widerstehn.

Das worunter ich leide, liegt nicht an einer Person, sondern an den Verhältnissen, in die ich hineingeglitten bin. Ich versuche nocheinmal, es kurz und klar zu sagen. Die Akademie hat mir zuerst deutlich gezeigt, dass ich kein Gelehrter in diesem vollen Sinne bin. Mit den Grossen wie Harnack, Wilamowitz etc. messe ich mich nicht; aber auch die dii minorum gentium sind aus anderm Holze als ich: ich finde mich zum Dergleichentun gezwungen, wenn ich in einer Körperschaft mit ihnen sitze. – Ein Gegengewicht dazu wäre, wenn ich die «Arbeiten» der Akademie tüchtig förderte. Mir sind unterstellt zwei der Mundartwörterbücher und neuerdings diese Lageraufnahmen. (Das ist wenig: die meisten aus der Deutschen Kommission[2] haben mehr.) Allein diese Gebiete liegen mir seit bald 30 Jahren fern; und ich müsste, schwacher Arbeiter wie ich bin, meine ganzen seitherigen Sachen aufgeben, wenn ich da wirklich zum sachverständigen Leiter werden sollte. Das will ich nicht. Folglich werd ich bei all diesen Sitzungen und Konferenzen das scheussliche Gefühl nicht los, dass ich dergleichen tue. (Denn für die rein praktischen Geschäfte hab ich ja erst recht keinen Grips.) So kommt es, dass mir die Akademie eine dauernde Stätte der Demütigung, der Entmutigung ist.

Nummer 2 ist die Fakultät, das Ordinariat. Auch dá hatt ich vom ersten Tag an das Gefühl: du gehörst da nicht hin! Ich habe nicht diese prompte Beherrschung des weiten Faches, die man voraussetzt. Du solltest eine Sitzung mitmachen können! Eine mit lebhaften Debatten. Entweder handelt es sich um Sachen, die mir vollkommen farcimentum sind, und wo ich mich wundre, dass gescheite Männer sich drob ereifern. Oder, öfter, handelt es sich um Fragen, wo ich die Orientiertheit und Geistesgegenwart der Andern neidisch bewundre, weil ich als auf den Mund geschlagener Träumer daneben stehe. Kurz, es scheint eine Spielart der «Gelehrten» zu geben, die für ein windstilles Extraordinariat genügt, nicht aber für die sturmbewegte See des Ordentlichen.

Du siehst, da ist Roethe ganz unschuldig dran. Es liegt ganz und gar daran, dass ich mich in zwei Stellungen begeben habe, die mir nicht sitzen. An der Akademie ist nun einmal die Hauptsache: die organisatorischen «Arbeiten«. Für diese wird man hinein gewählt; es ist kein Pfühl für Unsterbliche. Ich sage mir also, dass Roethe ganz Recht hat, wenn er mich zu einigen der Unternehmungen der Deutschen Kommission heranzieht. Ich würde mich schämen, wenn er mich als blosse Dekoration dasitzen liesse. Und dass er etwa die Neigung hätte, mich «fauligen Süddeutschen» erzieherisch zu piesacken, davon spreche ich ihn völlig frei! (Ganz abgesehen davon, dass er in der Form immer sehr verbindlich, ja liebenswürdig ist.) Er weiss gut, dass ich ein schwacher Arbeiter bin, und behandelt mich demgemäss – mit Nachsicht und als einen nicht ganz Vollen.

Und nun, das wahre Licht fällt auf diese Unerfreulichkeiten dáher, dass ich, wie du weisst, von allem Anfang an kein liebendes Verhältnis zum Dozentenberuf hatte und mich nur froh fühlte, wenn ich etwa in den Ferien einmal recht ungestörte Brütwochen hatte. Als letzter physischer Grund des Ach und Weh wäre der Schreibkrampf in Erinnerung zu bringen. Denn ich darf doch wohl annehmen, dass die allgemeine Langsamkeit meines Rezipirens stark mit diesem Leiden zusammenhängt.

All diese Dinge würden nicht besser, sondern schlimmer im Lauf der Jahre. Darum múss ich hinaus, wenn ich auch auf das Thulehäuschen[3] nicht mehr spekulieren kann. Es wird sich sonst irgendwie machen.

Aber bis zum Kriegsende halt ich aus. Ob ich mit dieser Anständigkeit der Hochschule einen Gefallen tat, ist mir – wie ich dir sagte – fraglich geworden. Aber in solchen Dingen muss man seinem Gefühle folgen, und dieses gebietet mir: bleib! Ich verachte die, die draus gelaufen sind; und man soll womöglich nichts tun, worum man sich verachten muss.

So, damit hab ich, glaub ich, die Sache klärlich und verhältnismässig kürzlich exponiert. Wenn uns das Schicksal wieder einmal zu einem Spaziergang zusammenführt, dann mögen wir immerhin darauf zurückkommen, aber für Briefe taugt das Thema weniger.

Dies soll kein Brief sein; d.h. auf deinen Brief komm ich später einmal zurück. Dies war also nur ein Intermezzo, das nicht mitzählt. Ich hatte eben einen ruhigen Abend zum Plaudern mit dir, nachdem ich den Tag über viel Zeit vertan habe mit den Geschwistern von Bertha und mit sonstigen geschäftlichen Gängen. Morgen wird Bertha begraben. Es fand sich heute ihr Testament, wonach sie verbrannt zu sein wünschte: aber die Brüder waren vernünftig genug, zu sagen, jetzt sei es eben schon anders geregelt.

Es ist ergreifend zu sehen, wie stark der Tod von Bertha gewirkt hat auf ihre Verwandten und auf allerlei Bekannte hier herum. Ihr Tod bildet einen Abschnitt in meinem Leben. Obgleich ich manchmal Tage lang nur spärliche Worte mit ihr tauschte: ich hatte doch immer das Gefühl, dass ein Mensch in meiner Nähe atmet, und wie oft hab ich meine Sorgen und Freuden vor ihr aussprechen können. Ich Unstern hatte hier einmal einen Menschen gefunden, der es sich zum Beruf gemacht hatte, mir das Leben nach seinen Kräften er-

träglich zu machen. Das ist etwas Grosses, auch wenn es nicht in die Zone des abstrakten geistigen Lebens hinaufreichte.

Genug! Ueber das Viele in deinem Briefe, wie gesagt, später einmal!

Unwandelbar

And.

Die Olrikschen Sachen hab ich nicht – ich bin dir dankbar dafür.

[1] 1915 mit Wilhem Doegen als erstem Kommissar gegründete Kommission mit der Aufgabe, die Idiome von Kriegsgefangenen aus den verschiedensten Ländern auf Schallplatte festzuhalten. Wurde 1920 von der Preußischen Staatsbibliothek als Lautabteilung übernommen. Ende der 30er Jahre aufgelöst.

[2] Deutsche Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, betraut mit der Aufnahme der deutschsprachigen Handschriften auf dem Gebiet des deutschen Reiches.

[3] Vgl. Brief Nr. 140.

130.

Berlin 7. Okt. 1917

Mein guter Ranisch, heute hätte ich dir ohnedies geschrieben, und der Gruss von dir auf dem Teetisch ist kein Grund, es zu unterlassen. Vor allem möcht ich Besorgnisse über meinen Zustand verscheuchen. Die Stelle von Bertha ist äusserlich ausgefüllt. Eine Oberschlesingerin, Gegend Kattowitz; eine andre Rasse als die gute Braunschweigische. Uebers Geschäftliche hinaus kann man mit ihr wohl nicht sprechen; es ist eine gewisse sklavenhafte Unterwürfigkeit – überhaupt nicht díe Herzensbildung, die es zum menschlicheren Verkehr brauchte. Aber sie hat Tugenden, die heute hoch stehn: sie erkämpft sich die Waren mit List und Unerschrockenheit. Ich glaube fast, ich nehme unter dem Régime Ida wieder an Gewicht zu. Abgenommen hatt ich übrigens nur 33 Pfund, was bei einer Basis von ca. 175 nicht viel ist. Item, die äussern Garantien sind gegeben. Und was Ueberwindung der Krankheit angeht –: ich verdaue, fühle mich überhaupt wohl, abgesehen von den alten vertrauten Hauskreuzen und -tieren, die unter dem Banner des Schreibkrampfs durch mein Leben ziehn. Du sprichst von einem Memento mori. Auch ich habe diese Visionen. Aber sie haben nichts Schreckendes, im Gegenteil. Der Krieg hat, man mag nun sagen was man will, die Blüte unsres Lebens zerstört; er hat allem den Schmelz genommen, auch unsrer Wissenschaft das Mass von weltbrüderlicher Luft geraubt, das sie durchaus braucht. Du solltest lesen, was Gran in seiner EDDA für einen Schandartikel von Baldensperger[1] aufgenommen hat. Sie sind alle an uns zu Faux-frères geworden, auch die Isländer. In dieser Welt der Machtpolitik mögen sich Andre doppelt wohl fühlen – für unsereinen hat der Reiz aufgehört. Für Grossmut ist heute kein Platz mehr, und die ist für meine ethische Lebensstimmung dasselbe, was für den Christianer[2] die Verteufelung des Phallus.

Ja, Goethes innere Festigkeit. ... sie ruhte gewiss auf einer kostbaren leiblichen Verfassung. Ich hab immer den Eindruck bei den intimeren Goethi-

schen Schriftstücken: sauwohl muss ihm in seiner Haut gewesen sein. Nimm nur diese Handschrift!: was muss es ihm für ein gymnastisches Vergnügen gemacht haben, seine Verse so hinzuschleudern oder -malen, jenachdem! Die Prosa hat er ja früh angefangen zu diktieren, und dies ist für mich Goethes Sünde wider den Heiligen Geist: das tút ein Sprachmeister nicht! Das ist so, wie wenn man sein Weib seinem Stallmeister überliesse. Es ist unkeusch – ein Verrat an seiner Muse. Und wie hat es sich an Goethe gerochen! Die verrufene geheimrätliche Qualligkeit seiner spätern Jahre, die wäre nie so ins Kraut geschossen, wenn er mit selbstgeführter Feder seine Sätze geformt hätte! – Uebrigens: ob wir nach dem Kriege mit dem Goethekultus im Stil der letzten 20 Jahre fortfahren werden? Oder ob man ehrlich gesteht, dass wir – halb freiwillig, halb durch Naturgewalt – in ganz andre Atemlüfte geraten sind. Kürzlich las ich, metri causa, seine Sprüche, Zahmen Xenien u.a. durch und wurde aufs neue getroffen von dem Eindruck: wie viel Altdeutsches, kernige und feine Ueberlieferungen aus der ältern deutschen Gesittung, stecken in dieser Betrachtungsweise und dieser Sprache! und wie gründlich sind wir daraus hinausgewachsen! – Wenigstens hier im Norden, und ganz besonders in Berlin, wo zu den andern Goethefremden Kräften das Judentum hinzukam. Denn dass die drei geistreichsten Goethebiographien von drei Juden herrühren, Meyer, Simmel und Gundolfinger, ändert nichts an der Tatsache, dass der Jude von Goethen absolut getrennt, abgesperrt ist. Und nehmen wir die Verkünder des Echtdeutschen, Benz und Genossen: merkliche Tropfen Goethischen Oels sehe ich an séinen Locken auch nicht glänzen. Sie sind alle, tutti quanti, aus der Schule der deutschen Philosophen hervorgegangen mit ihrer dumpf grollenden Mystik, nicht aus der Werkstatt Goethes mit ihrer freundlich-sinnlichen Gegenständlichkeit.

Was du als deinen Blick auf die gegenwärtige Kriegs- und Weltlage andeutest, stimmt sehr nahe zu dem meinen. Man lächelt wehmütig, wenn man auf jedem Zeitungsblatt fette Ueberschriften liest wie: Umschwung in Amerika? England dem Frieden nicht abgeneigt. Kriegsmüdigkeit in Italien. Die einzigen brauchbaren Symptome, die Reden der Staatsmänner, deuten doch weissgott nicht in dieser Richtung. Und wer wundert sich, dass sie ihren neuen Haupttrumpf, Amerika, noch ausspielen wollen? Wír haben leider keinen mehr und müssen mit den bisherigen Karten auskommen. Ich sehe nicht schwarz, aber – ja, man hält eigentlich alles für möglich; die Latitüde der Erwartungen ist sehr gross. Neulich hört ich wieder (wie schon im Mai) das Gerücht, Hindenburg plane einen grossstiligen Angriff in Italien, und díes solle dann den Umschwung bringen. Findest du nicht, man muss solche Gerüchte glauben?: sie feuern einen eine Zeit lang an – von einer Flasche Wein verlangt man ja auch nicht, dass sie einen mehr als ein paar Stunden erwärme!

Der Mecklenburger Graefe hat ja tüchtig geschimpft über die «internationale Geldsackpolitik». Ja, der trau ich auch alles Ueble zu. Die Bänker, dicunt, haben den Krieg, alle Kriege von jeher, gemacht. Wird schon so sein. Revindicatio Judæorum. Kriegsheere führen dürfen und können sie nicht mehr; da deichseln sie die Kriege mit den Koupons. Nur – der *nationale* Geldsack, genannt Schwerindustrie, ist gleichfalls eine arge Sorte! Und man will wissen,

der steht hinter der «Vaterlandspartei» (wie sie sich so geschmacklos, demagogisch nennt). Tirpitz mag ein grosser Seemann und noch andres sein: als Politiker zeichnet er sich nicht aus; Himmel, wenn man íhn zum Reichskanzler bekommen hätte! Auf die grossen, harten Tatsachen, die man nicht mit hurrapatriotischen Reden wegschwemmt, hat Czernin kürzlich den Finger gelegt: keine Macht kann künftig mehr rüsten, denn das Rüsten hätte notwendig den drei-, vierfachen Umfang des Frühern, nach Menschen- und Materialmenge; und dies kánn einfach keine europäische Macht mehr zahlen. Aus Geldmangel werden wir friedliebend! Alle andern Kräfte habens nicht geschafft: das leere Portemonnaie hat das Wunder gewirkt. D.h. sóll es wirken; denn noch ists ja nicht so weit – aber ich glaube, Czernin hat da mehr Realitätsblick bewährt als die andern Weltredner alle. Damit ist auch gesagt, dass wir die Militärdiktatur über Belgien nicht prästieren können. Unabhängig von der Frage, ob sie für Deutschland ein Glück wäre: sie ist uns zu teuer. Denn sie schlösse in sich die unverzügliche Rüstung eines neuen Kriegs gegen England, das nun einmal Belgien als sein Glacis ansieht. Soviel könnten die Belgienhungrigen unter uns wenigstens zugeben: dem Dauerfrieden würden ihre Ziele nicht dienen. Ihr Frieden wäre vielleicht nicht «hungrig», aber – äusserst kurz, und dann gings frisch los.

In Posen sah ich neulich unsern Kollegen Petsch, der ja kurz vor Kriegsausbruch England verlassen hat (er hatte 3 Jahre in Liverpool doziert). Er spricht mit grösster Achtung von den Engländern. Wohltuend unterscheidet sich ihre ehrliche Sachlichkeit (wie sie nämlich damals noch unter den Privatleuten bestand!) von dem hassverzerrten Gelüge der Wälschen: Petsch sagt, als man damals von den Kriegsmöglichkeiten sprach, da hätten ihm die englischen Kollegen immer ganz ruhig gesagt: gehts los, dann muss Deutschland natürlich durch Belgien, das steht ja lange fest; und dánn müssen wír eben gegen die Deutschen los, denn Belgien ist unser Glacis. – Wie anders klingt die Lügensprache, womit man seit über 3 Jahren die Welt gefüttert hat!

Du, mein Lieber, betätigst dich ja wieder als vielseitiger Kulturträger in deiner löblichen Stadt, und déin «Organisieren» liesse man sich gefallen. Solche ausserfachliche Wirksamkeit gedeiht in kleinen Städten: in Berlin gibt es so etwas schwerlich; da untersteht jedwede Funktion ihrem Fachmann, und Albrecht Dürer ist nun einmal kein Literat.

Du erwähnst auch Burdach. Weisst du, bei dem ist ein seltsames Widerspiel von Mensch und Schriftsteller! Als Mensch sagt er mir zu durch seine weltmännische und gebildete Unterhaltung, seinen Humor und sein Eingehn (unter Umständen) auf das was den Andern fesselt. Als Skribent wird er mir mehr und mehr unerträglich. Mein neuster Eindruck von ihm ist sein Kommentar zum Ackermann aus Böhmen, in seinem Akademiewerk, diesem Bandwurm ohne Ende. Selbiger Ackermann, ein schlankes, eindrucksvolles Prosawerkchen, wird von Burdach stranguliert, mit Steinen überschüttet, so dass kein Schwanzende mehr hervorlugt: er leert Zettelkasten vor uns aus, die an die Heinzelschen erinnern, wo sie am tiefsten waren. Nur dass die Aufmachung bei Burdach ganz anders ist: preziös, gebläht, stets mits Teufelsgewalt nach den tiefsten Urgründen strebend; voller wichtigtuerischer Termini; dabei die

eignen frühern Taten bei jeder Gelegenheit ausposaunend. Kurz, geheimrätliche Polyhistorie, Stoffhuberei – und keineswegs auf gleicher Höhe die nachfühlende Feinheit des poetischen Erfassens. Da schiesst er Böcke grober Art; weil die Schrift manche Ausdrücke gebraucht, wie «Zeter sei über dir geschrien», die auch im Gerichtsverfahren vorkommen, fällt Burdach auf den Irrtum herein, der Dialog sei eingekleidet in die Form eines Prozesses; und da es nun hinten und vorn nicht stimmt, muss er zu den stärksten Künsteleien greifen, um den Irrtum durchzureissen. – Sonderbar, wie verschiedenes man doch sub nomine scientiae betreiben und sich als Ziel vorstecken kann!

Eine kuriose Lektüre ist jetzt für mich ein stattlicher Band von Boer, die stabreimende Verskunst im allg. traktierend.[3] Einerseits freut mich, dass er in der Hauptsache die Zweitaktlehre bekennt (natürlich ohne auf Möller und mich mit einer Silbe anzuspielen); anderseits verdriesst mich die maulwurfhafte Verbohrung in Unwesentliches, der Mangel an Fähigkeit, die akustischen und kennzeichnenden Linien herauszuarbeiten. Gut ist, dass er diesen Wälzer in seiner Muttersprache geschrieben hat: da kann er doch den ihm eignen trocknen, etwas verärgerten Humor spielen lassen, und seine Diktion bekommt hier und da Farbe, man braucht sich nicht über Misshandlung des Deutschen zu ärgern.

Unproduktiv bin ich in kaum je erlebtem Grade. Aber die Beschäftigung mit Heliand-Genesis in den verflossenen Ferien will ich nicht schelten. Du hast Recht, diese Werke und die englischen Kirchenepen stehn noch innerhalb unsres allgemeinen Jagdgrundes. Und dann, grade in den bösen Wochen schrieb ich die Einleitung für die Insel-Ausgabe und die Uebersetzung der Genesis: dies hat mich nicht wenig gestählt gegen die Mala domestica. Dass nun das Manuskript in der Schublade des Verlages bessere Zeiten abwarten muss, ist Nebensache. Ueberhaupt, ich hatte arge Lücken in meiner Kenntnis zu füllen: das tut immer gut.

Was du in der Schule vortrugst über die Abhängigkeit des Heliand von den Engländern, ist richtig, und imgrunde stehn die Linien schon lange fest; nur gibt es immer wieder Forscher, die darüber hinweghuschen, man weiss nicht, ob aus Mangel an Blick oder aus patriotischer Scheuklappigkeit. Ich zweifle, ob ich die Frage zu fördern vermöchte. Jedenfalls bedürfte es dazu eines mikrologischen Eingehens auf Details des Stils und Versbaus, denn die allgemeinen Umrisse, wie gesagt, sind nicht mehr neu zu entdecken. Der Heliand ist halt auch ein abgeackertes Feld!

Von den unzähligen Komposita, Formeln usw., die der Heliand mit den angelsächsischen Epen teilt, ist ein sehr grosser Teil weltlich, kann und wird somit in letzter Linie aus den weltlichen Liedern stammen. Da ist nun die grosse Frage: stammen sie z. T. aus deutschen Liedern, die der Helianddichter in seiner Heimat kannte; oder kommen wir mit dem Vorbild der englischen Epen aus, die ja unzweifelhaft die Formeln und Komposita *kirchlichen* Gepräges geliefert haben? Verkehrt wäre gewiss, núr das Kirchliche aus den engl. Werken herzuleiten; denn wir sehen ja an den Cynewulf- usw. -Epen klar, dass sie áuch viel Weltliches in der Diktion enthalten; und wenn einmal feststeht, dass unser Sachse diese engl. Bücher fleissig studiert hat, dann beeinflusste ihn

natürlich deren ganze Sprache, in ihren weltlichen wie in ihren kirchlichen Teilen.

Deine Meinung vom Simrockischen Heliand hebt sich vielleicht, wenn du den von Freund Paul Herrmann, bei Reclam,[4] dagegen hältst. Der ist traurig. Auch die Einleitung ein so ungebildetes, stoffwütiges, abspringendes Gerede: es tat mir leid für den guten Herrmann: wie konnte nur dieser Mann mit seiner glücklichen Begabung und seinem regen Idealismus so wenig tun für eine geschmackvolle Durchbildung seiner literarischen Persönlichkeit! Mir gefällt Simrock im Heliand besser als in den mhd. Sachen; aber von mir aus hätte ich den Neudruck keineswegs beantragt: der Verlag wollte eben einen Zweimarkband draus machen, und ich sagte zu, weil mich die Einleitung und die Zugabe der 330 Genesisverse lockten. Auf eine Neuübersetzung des Heliand wär ich nicht eingegangen, die hätte zu viel Zeit genommen: 60 Tage, da ich bei der Genesis 100 Zeilen am Tage schlug. Solange ich in Berlin sitze, kann ich meine Zeit leider nicht so verschwenden. Aber auch von einer Feilung des Simrockschen Textes sah ich schliesslich ab, weil er in sich stilvoll ist und jeder Versuch mit grösserer Treue notwendig zu tiefgreifender Umdichtung geführt hätte.

«Präpariere» nur nicht zu viel Eddalieder, mein Alter! sonst fällst du in deine Erbsünde, richtest den Sockel so prächtig her, dass man das Standbild drauf nicht erlebt! Du solltest dir Fertigstellung des Ragnarök vor Weihnachten vorsetzen. Dass du zwei Eisen gleichzeitig in der Glut halten kannst, freut mich für dich. Mir ist diese Kunst im Lauf der Jahre gánz verloren gegangen.

Die posthumen Olriciana sind interessant. Für die quasi Einleitung zur Mythologie[5] hat er sich wohl nicht sonderlich angestrengt; sie wirkt wie ein etwas hemdsärmliges Kolleg, und ich musste oft den Kopf schütteln. Die Weltesche[6] gibt einen guten Begriff, wie Olrik ungefähr sein Lehrbuch angepackt hätte. Es ist in hohem Grade eigenartig, unterscheidet sich von allem Mythologischen grade der letzten Jahrzehnte: diese schlicht realistische Betrachtung, die nicht gleich die religionsvergleichenden Haubitzen aufführt, und die so oft frappiert durch ihre unbefangene Feststellung des Nächstliegenden. Es hätte ein Lehrbuch gegeben, grundverschieden von den Helmen und Meyern und Schücken! Allerdings, wás nun eigentlich diese Esche will, und wie die Nordländer drauf kamen, darüber schweigt der Aufsatz: es wirkt mehr wie ein Unterbau, und das Obergeschoss hätte wohl auch Olrik mit etwas mehr spekulativem Aufwand bestreiten müssen. Gewiss ist auch der erste Aufsatz durchaus würdig, in deutscher Sprache vorgesetzt zu werden, und ich hoffe, Ilberg hat ihn dankbar angenommen.

Die Dissertation über die Ljosv.saga hab ich als «idoneum» zensiert, und die blonde Adolfine wird vor Weihnachten ins Mündliche steigen. Du darfst dir aber keine Wunder versprechen von dem Zeugs: ich werde zufrieden sein, wenn du nicht allzu plumpe Missgriffe drin entdeckst.

F. Jónsson erbitt ich nícht zurück, dagegen bei Gelegenheit den Benz, da ich im Metrikkolleg auf ihn Bezug nehmen will.

Lass es dir möglichst gut gehn und schleppe brav Erdäpfel!

Dein

And.

1 FERNAND BALDENSPERGER, Goethe et la guerre actuelle, in: *Edda* 7/2 (1917), 173 – 187.
2 Verballhornung von «Christen».
3 R. C. BOER, *Studiën over de metriek van het alliteratievers*, Amsterdam 1916 (= Verhandelingen der kon. akad. van wetenschappen te Amsterdam, afdeeling letterkunde, n. r. 17, nr. 2).
4 *Heliand*. Nach dem Altsächsischen von Paul Herrmann, Leipzig o. J.
5 AXEL OLRIK, Eddamytologien, in: *Nordisk tidskrift* 1917, 81 – 93.
6 Ders.: Yggdrasill, in: *DSt* 1917, 49 – 62.

131.

Berlin 15. Febr. 1918

So, mein Alter, heute komme ich auch wieder einmal! S ist lange her. Um dies vorwegzunehmen: Krankheit oder sonst ein handgreifliches Missgeschick spielte nicht. Ich rechne den Winter zu den flauesten, grauesten, die ich im Leben hatte; aber wer tut das nicht? Wie gesagt, die äussere Maschine lief ordentlich, und vielleicht dank ich es der Kriegsdiät, dass ich allen Katarrhen u. dergl. entging. Mit dir hab ich unzähligemale meine Gespräche gepflogen, hab dir auch oft vorgeflucht, wenn der Unmut auf mir lastete. Dass ich seit Oktober nicht schrieb – ja, das hatte eigentlich nur dén Grund, dass ich in all den Monaten kaum je aus dem Gefühl herauskam, ich müsse jede Stunde für die Arbeit ausnützen und dürfe mir keine schönen Allotria gönnen.

Unser Semester hat ja heuer schon am 2. Februar geschlossen, dank dem hingeopferten Oktober! Das richtige Gefühl der Ferien entstand für mich erst gestern, als ich den Akademievortrag abgewälzt hatte. Du glaubst nicht, was ich an dem gedruckst hatte, d.h. an der eigentlichen Zusammenschleppung und Ordnung des Stoffs: aus den 80 Seiten Aufsatz den gedrungenen und verhältnismässig gemeinverständlichen Vortrag herauszuhämmern, dies ging leichter. Und schliesslich, das *Halten* des Vortrags, das ist ja für uns alte Kathedergäule keine grosse Sache. Ganz frei konnt ich freilich nicht sprechen, es war zuviel kleines Geteil (wie man jetzt für Détail sagt).

Bemerkst du übrigens nicht auch, dass man gegen Ende eines Vortrags innerlich immer freier wird, und dass man gut tut, mehr nur die erste Hälfte genauer festzulegen und sich für die zweite mehr dem Improvisieren anzuvertrauen? Improvisieren sehr cum grano salis genommen! Bei unsereinem! Nur dass man die Wahl des endgültigen Wortlauts mehr dem Augenblick überlassen sollte.

Eine Erleichterung war mir deine Nachricht vom 21. Dezember, dass die Operation bei Olga gut vorüberging. Hoffentlich kein Rückfall in der auch wieder langen Zeit seither! Die Magerkeit konnte gewiss «aufgefüllt» werden, so weit dies überhaupt wünschbar ist. Warum sollen nur wir Männlein uns

freuen, magerer zu werden? Bei mir nimmt übrigens der Umfang wieder zu, nachdem ich durch die August-Septembererlebnisse 35 Pfund abgenommen hatte. Meine neue Wirtschafterin besorgt die Nahrungszufuhr so meisterlich, dass ich gar nicht mehr weiss, was es heisst, ungesättigt vom Tische aufstehn; all diese stumpfsinnigen Gedanken ans Essen spielen keine Rolle mehr für mich. Sogar eine Art Kaffeeersatz taucht nach dem Mittagessen auf: in Friedenszeit hätte man die Brühe kaum heruntergebracht, aber wir sind ja bescheidener geworden, und eine gewisse anregende Wirkung geht auch von diesem Safte aus!

Nun, mein Lieber, wie stehst du zu den grossen Fragen der Weltlage? Bist du eigentlich Vaterlandspartei? – Ich würde dir drob meine Freundschaft nicht künden, denn ich bin nachgerade sehr duldsam geworden in diesen Dingen, ich betrachte uns alle als Blindekuhspieler: wir wissen doch alle nicht, was hinter den Kulissen vorgeht, und kannegiessern so unverantwortlich vor uns hin. Freilich, die Wenigsten bekennen dies! Ich glaube, man darf sagen, die Strammgesinnten sind die grösseren Klugscheisser: sie verstehn alles weit besser als Hertling und Kühlmann, und wenn man ihnen zuhört, muss man es beklagen, dass sie nicht an die leitenden Stellen gesetzt sind. Dann hätten wir längst, was wir wollen.

Ich habe den milderen Aufruf unterzeichnet, den unter der Fahne Harnack, Troeltsch, Delbrück gehenden.[1] Häupter der Tirpitzischen Partei sind Ed. Meyer, Schäfer, Roethe. Die Zweiteilung ist wie ein feines Gift in unsre gelahrten Kreise gedrungen. Von offenem Bruch und Krach merkt man – oder merke ich – nichts. Die Strammen laufen zwar mit dauernd geballten Fäusten herum, und wo ein Tisch oder eine Kommode sich beut, lassen sie sie drauf niedersausen und sprechen kräftige Wörtlein dazu; als z. B.: «Wilhelm II und Bethmann sind die Totengräber Preussens und des Deutschen Reichs gewesen; erst haben sie Preussen untern Boden gebracht, jetzt geht es an das Reich» (so ungefähr wörtlich Ed. Meyer). Man wollte auch wissen, zwischen Einigen sei der Grussfuss erloschen. Roethe ausgenommen, sind die Gutgesinnten meist solche, die mir ohnedies ferner standen. Direkt vermeiden würd ich eigentlich eine Unterhaltung nur mit Schäfer, aber da kommen andre Gründe dazu. Politisieren würd ich natürlich auch mit Roethen um kein Geld, schon des tiefen Misstrauens wegen, das diese Leute gegen die Gegenpartei haben. Sie betrachten ja die Stellungnahme durchaus als eine Frage des stärkeren oder schlafferen Patriotismus. Für mich ist es eine Frage kühl verstandesmässiger Erwägungen: was können wir erreichen, und was sind die kleineren Uebel? – Aber da ich mir jeden Augenblick bewusst bleibe, dass ich kein Politiker, kein staatsmännisch denkender Mensch bin, nur ein psychologisch interessierter Seelenbeobachter, drängt es mich nicht, meine Mutmassungen emphatisch gegen die der Andern in die Wage zu werfen.

Dass der Friede uns unter keinen Umständen eine glückliche schöne Zeit bringen wird, steht wohl uns allen fest. Dies zugegeben, kann ich die Lage seit Neujahr nicht schwarz ansehen. In den Ergebnissen mit Russland und Ukraine scheint mir das Günstige zu überwiegen. Dass das moskowitische Grossreich zerfällt, ist eine so ungeheure Tatsache und für uns Verteidiger Mitteleuropas

eine so riesige Erleichterung, dass man jeden Morgen dem Weltgeist auf den Knien dafür danken sollte. Gewiss, die Lage ist auch nach Osten hin noch voller Knoten: vor allem, was wird aus Polen? Fällt es am Ende doch wieder unsern Feinden in die Arme? Und die noch in russischen Händen leidenden baltischen Lande jammern einen; dies ist vielleicht das schlimmste von allem! Hätten wir doch bis zum Peipus vordringen können, eh wir mit Braunstein die Zeit verloren! Aber dennoch, es hätte auch anders, böser kommen können, und wir wollen uns doch täglich erinnern, wíe wir einst von den russischen Haufen bedroht waren!

Dann die westlichen Herren Feinde: die Reden von Lloyd George und Wilson sind von Mal zu Mal zahmer, vernünftiger geworden. Diese letzten Reden nun schon gar. Gewiss, vernünftig genúg sind sie noch lange nicht; noch ist die Basis fürs Verhandeln nicht da. Aber auf die *Richtung* kommt es an. Unsre Staatsmänner halt ich nicht für so dumm, dass sie jeder Falschheit Wilsons ins Garn laufen. Vorsicht gegen die Katzenpfötchen dieses akademischen Weltrichters ist sicherlich geboten; aber – sollten nur die politisierenden Laien eine Nase haben zum Lunteriechen? Nach allem, was ich über Kühlmann höre, versteht er den diplomatischen Generalbass ganz gut: man könnte ihn schon ein wenig gewähren lassen, ohne ihm nach jeder Replik ins Wort zu fallen. Jetzt hat man den Eindruck, dass Frankreich und England in fast lähmender Spannung unsrer grossen Offensive entgegenharren. Und bei uns ist die Spannung kaum kleiner, aber mit einem Unterton von Freude, so wenig es klar ist, wás erreicht werden müsste, um uns dem Frieden näher zu bringen. Die Verbissenheit ist nachgerade so gross, auf allen Seiten, dass eine schwere Niederlage nicht zum Frieden stimmt, sondern zum Weiterkriegen anreizt. Cf. Italien!

Dieses Jahr wird man noch einbrocken müssen! Ich habe gestern nicht zum letztenmal das akademische Trapez bestiegen. Während man vorm Jahr noch sagte: nóch einen Winter, das halten wir nicht aus, – sagt man heute: wir sind eingeteufelt und treibens so lange, als Wilson will; die Sache ist uns zur zweiten Natur geworden. Allerdings, das Wahlrecht sollten sie allgemach bewilligen! Sonst können die nächsten Streiks ungemütlich werden.

Diesen Winter zum erstenmal hat der Wetterlenker ein Einsehen mit uns gehabt. Der Schneefall war ja hier toll Mitte Jänner! ich hab auch einmal geschippt vor meinem Haus, und weil der Schnee schon etwas hart war, musst ich die Schaufel brauchen und die Lasten in hohem Schwunge wegschleudern: das machte müde! Item, s ist eine kleine Kriegserinnerung für die Grossneffen. Im übrigen war der Winter so gut, als mans wünschen mag; seit Wochen schier lenzlich, – und wirklich grimmige Kälte, wie vorm Jahr, kann jetzt kaum mehr kommen.

Du hast also einen vorzugsweise neuliterarischen Winter hinter dir. Ich gratuliere zu dem geglückten Divanabend. Deinen Entschluss, dich mehr dem neueren Schrifttum widmen zu wollen, kann ich sehr wohl nachfühlen – aus doppeltem Grunde: weil dein Lehren dich viel mehr befriedigen muss, wenn du frisch Erarbeitetes hineintun kannst; und dann, weil wir alle wohl beim Hineinschnüffeln in neuere Literaturforschung das Gefühl haben: dies liegt

dem Lében näher, es ist nicht so versteinerte Kuriosität wie Edda und Heliand. Mit einiger Wehmut ergebe ich mich in den Gedanken, dass du Rastloser unsre Altertümer liegen lassen und dich auf neuen Gebieten herumtummeln wirst (wozu ich nicht mehr die Spannkraft habe). Aber nicht wahr, die Leichenkammer, die bei dir ziemlich besetzt ist, die wirst du von einigen ihrer Insassen vorher befreien? Das Ragnarök wird ja nun fertig sein; liefert es Winter schon der Presse aus? Man sieht ihm mit allgemeiner Freude entgegen; an meinem Nekrolog fiel dieses Versprechen angenehm auf. Und dann müssen natürlich auch die 3 Sagas noch aus der besagten Kammer heraus.[2] Das ist auch keine grosse Sache, – obgleich es, wenn ich nach mir gehn darf, eine Kraftverschwendung war, dass du die Einleitungen nicht hinschriebst, als du in der vollen Anschauung der Denkmäler standest. Mir ist damals die Einleitung zur Njala[3] so leicht geworden, wie sonst nie etwas: hatt ich ja Monate lang mit den Njalaleuten gegessen und geschlafen. Indessen, du musst in die Hände spuken und die paar Seiten hinschmeissen oder -drucksen. Du kannst dich ködern mit der Aussicht, dass du nachher ganz deinen Neuen leben wirst!

Andres darf ich kaum aus der Leichenkammer erstehn hoffen. Die Folkeviser? Um die tuts mir leid! Aber die würden ein halb Jahr mindestens heischen. Und dann liegt dort noch eine so schöne stattliche Mumie, nennt sich Nibelungensage. Und daneben eine kleine, nannte sich Hervararsaga – oder Hálfssaga? – Aber du kennst mich und befürchtest von mír keine Pflichtappelle! Stände mir komisch an! Ich werde mit zunehmendem Alter und abnehmender Vitalität immer mehr das, was ich von Geburt an war, ein Epikuräer, wenn auch ein verhältnismässig geistiger, der des Lebens Wert nicht just mit Hebel dárin sieht: «Strübli esse, Neue trinke, Kestene brôte». Aber die Lebenskunst: sich nur abhaspeln für Dinge, die einem liegen, – ich will nicht einmal so weit gehn und sagen: die einem Freude machen (das ist schon Hybris für einen Schiefgewickelten); aber also: sich seiner begrenzten Begabung klar bewusst sein und seinen Lebensrest haushälterisch so ausnützen, dass man im Einklang mit diesem Talente bleibt; sich nicht in Halbheiten ausgibt, von denen man klar weiss, dass jeder Zweite sie besser machen würde. Diese Lebenskunst, mit möglichster Fernhaltung des Pflichtbegriffs, auf diese vier Pfoten fall ich mehr und mehr zurück. Heisst das, nur in Gestalt von Wünschen! Denn praktisch werd ich diese Kunst nie verwirklichen.

Die ersten 3 Monate des Semesters waren unglaublich zerhackt und verzettelt für mich. Allerlei äussre Anstösse waren schuld dran, dazu der sehr innere Grund: ich fühle mich so unproduktiv wie noch nie; das Herumspringen von dem zu jenem lag mir grade recht. Kaum hatten die Kollegs begonnen, so kamen zwei mittelschlanke Bände von Vh. Andersen,[4] die hatt ich fürs Ministerium zu begutachten, ob sich eine Verdeutschung lohne. Da musst ich sie halt lesen, so einigermassen. Der Andersen, das ist ja dein Spezialfreund; wenn mir recht ist, hast du seine sämtlichen Werke mit dir aus Kopenhagen geschleppt. Dieses neue behandelt den Hellenismus in Dänemark, namentlich Oehlenschläger, Thorwaldsen, Heiberg, Julius Lange, Brandes. Der Mann schreibt ein bisschen viel; seine Schreibdiarrhoe bewirkt, dass sein von Haus aus so gewählter Stil oft ins Papierene fällt, als wärs ein deutscher Geheimrat

der ältern Schule. Dazwischen immer wider die eleganten, ja koketten Passagen. Die Lektüre hat mich nicht wenig angeregt und erfreut; ich bin auch manchem Seitenweg nachgegangen, hab mir einiges von Oehlenschläger, von J. Lange und von dem lebenden Gräzisten Heiberg angesehen; das war so weit ganz nett, aber natürlich unfruchtbar. Immerhin, der kleine Ausflug in die attischen Grabmäler – eine Erquickung! Aber weisst du, ich sah neuerlich, wie fern mir eigentlich diese Andersensche Einstellung ist: die ideengeschichtliche, oder wie soll mans nennen? Rezept: alles wird auf einen *Ismus* präpariert. Goethe besteht aus 1) Titanismus, 2) Homerismus, 3) Platonismus usw. (Aehnlich treibt es ja Gundolf in seinem dicken Goethe). Es sind keine Menschen, die auf dieser Erde herumwandeln und sich ihre Bäuchlein mästen, so gut es eben geht, keine Menschen mit Augen und Mägen und Gezeuglein, sondern abstrakte Träger von Ismen. Neue Schöpfungen entstehn dadurch, dass man das grosse Ismenkaleidoskop durcheinander schüttelt. Und wo einer ausm nachweisbaren Ismus heraustritt, verliert er das Interesse. Vh. Andersen ist ein artistischer feiner Geniesser, und irgendwo bringt er in seine Ismenjagd das «Ueber allen Gipfeln» und bewundert es sehr, versucht es auch ins Dänische zu übersetzen: da packt einen ordentlich Mitleid – nicht mit Andersen, sondern mit dem Goethischen Verslein: was für ein Ismus soll aus dem zarten Schmetterling gemacht werden?!

Dann kam die blonde Fine Erichsen, Ljosvetningasaga, und – fiel durch! Schäfer im Nebenfach stürzte sie. Item, ich hatte sie ja auch über Neunordisches zu prüfen, und da nahm ich wieder Holberg vor und gewann solchen Appetit an ihm, dass ich ihn seither als Nachtlektüre im Schlafzimmer liegen habe; hab etwa die Hälfte seiner Stücke neu aufgefrischt, sie gefallen mir sehr, auch Hofforys Aufsatz[5] drüber las ich wieder: er hat mir neuerlich imponiert, s ist wohl das reifste von Hoffory: seine französische Verstandesschärfe kommt gut zur Geltung darin. (Ungerecht scheint er mir darin zu sein, dass er die Moliereschen Figuren schon deshalb über die Holbergschen erhebt, weil sie feine Salonleute sind und die des Norwegers Plebejer: das entscheidet doch nicht über den dichterischen Wert.)

Sodann gab die Heliandübung ziemlich zu tun. Ich bummelte da ein wenig ab zu kirchlichen Poeten in Latein: Juvencus, Prudentius, Aldhelm,[6] die mir – Gott bessers! – ziemlich nackte Namen waren. Der Respekt vor dem Heliand hob sich mir dadurch. Ueberhaupt, sein Stil hat immer wieder eine elektrisierende Wirkung auf mich; er hat ein geheimnisvolles Etwas des begnadeten Stilisten.

Levin Schücking sandte mir einen grossen Aufsatz,[7] worin er den Beow. um 150 – 200 Jahre herabdatieren will, und erbat mein Urteil. Ich las es sehr genau, mit allerlei Nachschlagen, und schrieb ihm ein wohl durchdachtes Votum. Uebrigens negativ: ich glaube nicht, dass der Beow. an einem dänischen Wikinghof Englands um 900 entstanden sein kann. – Dies führte wieder zum genaueren Lesen von Sieper, ae. Elegien, und zur Prüfung der Elegien-, auch der Rätselfrage. Also wieder allerlei Lehrreiches, aber keine aufbauende Arbeit.

In diesen und andren Verzettelungen ging die Zeit bis Weihnacht herum: ich

schweige von den organisierlichen Geschäftlichkeiten – das sind die Kleinen von den Meinen, die ich zum Teufel wünsche! Also, als der heilige Christ nahte, sagte ich mir mit tunlicher Energie: Schluss mit dem Bummeln! jetzt gilts den Februarvortrag der S. Accademia an den Hörnern packen. Was für ein Thema? Keines lockte mich. Ich schrieb mir ein Stücker zehn hin – keines sah mich mit reizenden Augen an. Das Richtige wäre eben, man hätte eine Entdekkung, einen Fund, zu bringen! dann wär das Thema gegeben. Aber mit den Fünden hats bei mir immer gehapert. Eine Zeit lang neigte ich zur Rígsthula: ein, wie mir scheint, dürftiger Aufsatz F. Jónssons im Arkiv[8] konnte Anlass geben, für die späte Datierung neue Gründe aufzustellen. Aber mir war dann, ich käme doch kaum über das vor 12 Jahren Gesagte hinaus. Schliesslich wählte ich den Heliand; da blieb ich wenigstens in Fühlung mit dem Seminarthema. Ich wollte also ausführen, wiefern der Hel. in seiner syntaktisch-metrischen Technik zu den engl. Epen stimmt und von dem weltlichen Liedstil in Edda-Hildebr.-Finnsburg abweicht. Da stellte sich leider heraus, dass eine Menge Statistik zu leisten war: besonders an den engl. Epen, auch an Hel. und Genesis. Mag sein, dass vieles schon in irgend welchen braven Dissertationen gemacht ist, aber wer überblickt das alles? Item, es frass mächtig Zeit. Und nun, wo ich den Lehm zur Form geknetet habe, muss ich mir eingestehn: viel hab ich nicht zugelernt zu dem, was ich schon vorher wusste! Die Linien sind fast genau so, wie ich sie im Oktober in meiner Seminareinleitung vortrug. Und dies war auch schon keine umwälzende Neuigkeit. Hatt auch gestern den Eindruck, dass Kenner wie Burdach und Roethe fanden: ganz nett, aber gewusst haben wir dies längst. – Es ist eben, wie ich dir schon im Herbst schrieb: auch dieses Feld ist von Menschenaltern reichlich abgepflügt, und neue zündende Gedanken wollten mir diesen Winter noch weniger kommen als in besseren Zeiten. Der ziemlich druckfertige Aufsatz mit seinen 80 Manuskriptseiten soll nun bei mir ablagern (für die Abhandl. der Akad. war oder ist er zu nichtssagend); kann sein, kann auch nicht sein, dass ich ihn mit weiterm Bebrüten Zeitschriftfähig machen kann.[9]

Nein, weisst du, diese Sitte der festgesetzten Akademievorträge ist für Leute meines dünnen Kalibers eine Landplage. «Am soundsovielten eine wissenschaftliche Entdeckung, aufn Glockenschlag! Vogel friss oder stirb!» Früher gings ja besser; vielleicht nur, weil ich noch ein wenig mehr Glauben an mich selbst hatte. Aber diesmal – oft war mir zumut (verzeih den unhöfischen Vergleich), als sollt ich ein Weib befriedigen, und mein Ebenalter wollts nicht mehr hergeben.

Da bin ich nun sehr geschwätzig geworden – und zugleich sehr egozentrisch. Trags als Freund! Du siehst, wie nötig mir wäre, ein paar Plaudertage mit dir zu bekommen. Aber das lässt sich aus verschiednen Gründen nicht machen.

Für diese ungewohnt langen Frühjahrsferien hab ich kaum ein Programm: unwahrscheinlich, dass ich über die Grenze zu den Baslern zu dringen versuche. Fürs erste steht mir noch ein Vorträglein über Island bevor vor einigen Hundert Soldaten. Ich will versuchen, diesmal wirklich volkstümlich und möglichst unpräpariert zu sprechen.

Leb wohl, sag der Olga viel Liebes. Ich denke viel an Ferdinand; was für Aufregungen mag er erleben! Ein Glück, dass er westlich der Grabenlinie ist! Die armen Oestlichen!

Dein

And.

1 Am 7. April 1917 hatte Kaiser Wilhelm II. eine Osterbotschaft folgenden Inhalts erlassen: das Dreiklassenwahlrecht sollte aufgehoben werden, die Wahlen für das Abgeordnetenhaus in Preußen fortan unmittelbar und geheim sein, bei der Heimkehr der Soldaten solle diese Neuerung schon durchgeführt werden. Auch die Zusammensetzung des Herrenhauses solle eine zeitgemäße Änderung erfahren. Eine Reihe von Professoren und Politikern erhob am 3. Juli 1917 in öffentlicher Erklärung die Forderung, daß die kaiserliche Zusage auch verwirklicht werden solle. Das war gegen die Reichskanzler Bethmann Hollweg und Michaelis gerichtet, die in Bezug auf die kaiserliche Osterbotschaft nichts unternahmen. Diese Forderung war unterzeichnet von Hans Delbrück, Adolf von Harnack, Ernst Troeltsch u.a. Vermutlich handelt es sich um diesen Aufruf. Es muß freilich Vermutung bleiben, da der Name Heuslers nicht erwähnt wird von Agnes von Zahn-Harnack, *Adolf von Harnack,* 1936, 452ff., besonders 456.

2 Ranisch übersetzte 3 Sagas für die Sammlung *Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland* (s. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 59).

3 *Njáls saga* (s. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 237).

4 Vilhelm Andersen, *Tider og Typer af dansk Aands Historie* I, 2: Goethe, 2 Bde., Kjøbenhavn og Kristiania 1915 – 16.

5 Julius Hoffory, Holbergs Komödiendichtung, in: *Dänische Schaubühne. Die vorzüglichen Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg*. In den ältesten deutschen Übersetzungen mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther. 2 Bde., Berlin 1888, *21 – *73.

6 Gaius Vettius Aquilinus Juvencus: römischer Dichter, Verfasser des christlichen Epos *Evangeliorum libri* (um 330); Aurelius Prudentius Clemens (348 – nach 405): römischer christlicher Dichter; Aldhelm (*709): angelsächsischer Geistlicher und Dichter, Abt von Malmesbury.

7 L. L. Schücking, Wann entstand der Beowulf?, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 42 (1916), 347 – 410.

8 Rigsþula, in: *ANF* (1917), 157 – 171.

9 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 273, 297.

132.

Berlin 23. Juni 1918

So, mein Lieber, heut hab ich mir einen Schreibetag erzwungen! Hätt gern früher mit dir geplaudert – dir den Kropf ausgeleert. Aber es gab wirklich viel zu tun. So z. B. zu Pfingsten: nach dunkler Erinnerung konnte der Mensch früher an diesen Festtagen einen Bummel machen oder, wenn nicht, eine zusammenhängende eigne Arbeit vornehmen. Diesmal stand das Wort «Ferien» nur aufm Papier. Und so wirds auch in den künftigen Berliner Jahren sein.

Dein langer Brief liegt an die neun Wochen zurück. Seither ist viel geschehen in der grossen Welt – vielleicht nicht so viel, wie sehnsüchtige, ungeduldige Geister hofften! Polen bleibt eine bösartige Sphinx. Das ist ja traurig, was du über die Zuteilung von Bohdanow zu berichten hattest! Für einen polnischen Patrioten wie Ferdinand! Aber auch díes wird ihn schmerzen, dass seine Landsleute so wenig Miene machen, sich als politisch selbsttätige Leute zu bewähren. Merkwürdig, wie diese Begabung teils angeboren ist, teils physisch fehlt! Die Polen gehören mir zu denen, die immer nur heischen und ihre Leistungen in kein Verhältnis zu dem Geforderten setzen. Was mir bei Privaten und bei Völkern nicht sympathisch ist. Die ganzen Slawen sind doch eine absonderliche Gesellschaft! Diese Tschechen! Abenteuerliche Bursche! wie sie sich da in Sibirien herumschlagen und *gegen* die Russen Pan- oder Neoslavismus treiben! Als ich kürzlich einen Besuch von Rotters Bruder, einem Kaufmann in Wien, hatte, hörte ich haarsträubende Dinge über die Tschechenwirtschaft in Oesterreich. Es ist ja eine intrikate Lage dieses Stammes, und ich möchte mich hüten, kurzer Hand zu verdammen. Aber ihr Verhalten und ihre Stellung in ihrem Staate war doch anders als die der Iren: bei diesen ists eine ehrliche Widersetzlichkeit gegen den aufgezwungenen Staat, bei den Behmen die Ausnutzung der grossen Vorteile, die ihnen der österreichische Staat gibt, und dann ein Ueberlaufen, wo dieser Staat bedroht ist!

Von den kleineren Schauplätzen fesselt mich auch der am Eismeer. Mit diesen paar tausend Engländern und Roten dort sollte doch eine finnische Division, gesteift durch einige deutsche Feldwebel und Majore, fertig werden! Will man warten, bis das Meer zugefroren ist und die Eindringlinge keine Zufuhr mehr haben? Denn díes geht doch nicht, dass England dort einen Vasallenstaat errichtet!

Aufm Hauptschauplatz gabs prächtige Dinge! Ich war grade in Basel, als es gegen Amiens vorging. Die Stimmung der Phäaken war lebhaft erregt; auch die möglichst Neutralen hofften imgrunde den deutschen Sieg, weil sie nur dávon ein Ende des Elends erwarten können. Mein Vater ist stramm deutsch gesinnt; ich glaube schier, im Reich gehörte er zur Vaterlandspartei! Jetzt, wo sein Anteil an der Wissenschaft lau geworden ist, sind es die Kriegsereignisse, die ihn am meisten erregen. Auch über die Gesinnung meines Schwagers hab ich nicht zu klagen. Dann sah ich noch ein paar aus der Sippe, die brav deutsch sind. Einige sind richtig wasserklar neutral. Die Französlinge hab ich diesmal nicht gesprochen. Wirtschaftlich ging es der Schweiz noch glänzend, trotz vielfachem Rationieren. Aber sie muss sich drauf gefasst machen, dass sie es plötzlich schlimmer bekommt, als wir es seit Jahren gehabt haben.

Aufm Balkan stehts auch nicht zum besten. Werner Richter ist hier von Stambul in der Sommerfrische und erzählte mir ein Teil. Türken wie Bulgaren sind unzufrieden mit uns: beide wollten etwas anderes von dem rumänischen Friedensvertrag. Ja es ist schwer, solche Mussfreunde bei guter Laune zu halten! Den tugendhaften Radoslawow hält Richter auch für bestochen, nämlich durch uns; wenigstens «nachgeholfen» habe man. Es sind wohl wenige weisse Westen, die ganz unbefleckt blieben!

Dér Hauptfeind bleibt, wie dir und mir ja schon lange klar ist, Wilson. In dieser puritanisch-akademischen Zubereitung tritt der fanatische Hass und Vernichtungswille am unheimlichsten auf. Etwas von blutlechzender Leidenschaft in den Reden dieses gentleman. Wie er planmässig den Hass gegen Deutschland schürt – durch Wanderreden, durch Filmspiele mit Zerrbildern deutscher Grausamkeit usw., das hat etwas protestantisch-gründliches! Ich sehe nicht ab, wie dieser Mann, der jeden Tag öffentlich schwört, er wolle kniehoch durch deutsches Blut waten, wie der beigeben will, solange wir noch schnaufen. Die herübergeschickten Truppen scheinen wir nicht ertränken zu können. Das würde ja das Bild verändern.

In summa: wie und wo die Morgenröte aufdämmern soll, ist fraglicher als je. Mögen Hindenburg und Ludendorff mehr wissen!

Etwas erschreckt hat mich, mein Alter, dass du die Ragnarök zur Seite gelegt hast, bevor die Einleitung über Olrik geschrieben war. Ich kenne dich ... und ich weiss aus eigner Erfahrung zu gut, wie viel schwerer man in eine Sache hineinkommt, nachdem man sie Monate, wenn nicht Jahre lang in der Schieblade liegen hatte! Mögest dus nicht bereuen! Denn gelt, diese Götterdämmerung, die lässt du nicht in deiner grossen Morgue verwesen? Du hast den perversen Trieb, fünfzig Meter unter dem Gipfel dich breit zur Ruhe hinzudehnen; die Glieder rosten dann ein, und es wird einem ach so sauer, das kleine Stück noch zu zwingen! Aber die Ragnarök, die músst du halt liefern – darin ist deine Ehre engagiert. Die Hoffnung auf die andern Opera ist schwach geworden – – Herrgott, ich bin ja der letzte, die Gründe zu verkennen. Ueberhaupt komm ich mir jedesmal komisch vor in der Rolle des Treibers, ích! Und zumal jétzt! Auch bei mir ist die Arbeitskraft herabgesetzt (das kann ich objektiv bemessen daran, wie viel Zeit mir das Auffrischen des Kollegheftes nimmt, und an anderm) – und wo so wenig da war, da vertrüge es eigentlich keine Herabsetzung! Pläne fass ich schon gar nicht mehr. Die harmlosen Nebenpflichten wirken auf mich wie Albdrucke. Irgend ein zum Organisieren aufpeitschender Brief kann mir die Stimmung eines Tages verderben, den ich zu ungestörter Arbeit berechnet hatte. Ja – die Kühe mit den langen Hörnern! Ich stehe eben unter dem wachsenden Druck, dass meine Begabung und Arbeitskraft meiner Stellung nicht gewachsen sind. Komödie, fortgesetzte Komödie! Und ich werde nicht einmal «Plaudite!» rufen können. Ich bin ein mässiger Spieler – wenigstens nicht mir zur Freude. Auf den Krieg kann ichs nicht schieben, denn rings um mich her seh ich die Kollegen strotzen von Unternehmungslust und Zeugekraft.

Es war doch ein seltsamer Leichtsinn, dass ich mich ausgerechnet in Berlin habilitierte! Wie war das möglich? – Ja, damals waren hier andre Zustände! Der genialische Hoffory präsentierte das Dozententum von der behaglichsten Seite. So ein paar Arbeitsstündchen pro Tag ... Abends im Theater, dann geistreiche Debatten über das Stück, und langes Sitzen bei wenig Wein, beduseltes Heimwanken ... Und die herbere Seite des Faches vertreten durch den braven Weinhold. Der flösste uns jungen Frechdächsen die Meinung ein, só gut könnten wirs auch noch, und besser. Was der Alte an robuster Arbeit hinter sich hatte, das lasen wir ihm nicht ab (oder ích nicht). Und in der Mitte der

sonnige Ericus, gleichfalls ein starker Arbeiter, aber ohne schwitzende Hände; gleichfalls den Schein weckend, als sei ein Dozieren in Berlin ein Kinderspiel. Und mich hat er, ich weiss nicht warum, von Anfang an komisch überschätzt. Sonst hätt er mich Eckartisch[1] gewarnt. – Je nun, ihr Gutes hatte ja diese nordische Lehrstelle, und ich will nicht vergessen, wie ich Jahrzehntelang rühmte: solch ein Extraordinariat ist das beste, – ein bezahlter Privatgelehrter. Verdreht wurdes erst, als die zwei «höhern Stufen» kamen, die Akademie und der Ordentliche.

Genug! die alte Melodie! – Zu dem, was ich über dich sagte, noch dies: Ich bin natürlich kein solcher Zugochse, dass ich nicht Auge hätte für das, was dich treibt zur Versenkung in deine Lehrfächer! Sjálfsagt,[2] du kannst das nicht bequem oberflächlich abtun. Ich schätze den Idealismus höchlich, den du da hinein steckst. Mit dém Gedanken hab ich mich ja auch ziemlich abgefunden, dass du nach Vollendung des fast Fertigen Hebbel und Grillparzer das nóch Modernere treiben wirst, nicht mehr Nibelunge und Hálf konung! Und was dein Französischlehren betrifft, so wünscht ich nur immer, ich hätte dich zum Lehrer gehabt: was wír, in dem welschbenachbarten Basel, lernten, war lächerlich.

Zu dem, was du über Hettner sagst, möcht ich bemerken: nach Gesprächen mit unsern jungen Literaturgeschichtlern (Richter, auch anderen) möcht ich glauben, dass auch heute noch das Ziel am meisten lockt, die modernen Dinge ideengeschichtlich zu behandeln; dass der Ehrgeiz ferner liegt, Stilgeschichten zu versuchen, etwa in Wölfflinscher Art. Du erinnerst dich an unsre Gespräche darüber. Welche der beiden Betrachtungsweisen *wertvoller* sei, möcht ich nicht entscheiden: aber dér Eindruck hat sich mir in den Jahren befestigt: in der ideengeschichtlichen Forschung werden wir Philologen mit den Philosophen kaum Schritt halten können; darin werden wir immer mehr die Empfangenden sein müssen. Das worin wir sie überflügeln können, ist das andere Verfahren. Wenn einer beides zwingt, tanto melius! Aber so sind die Arbeitskräfte selten zugemessen! – Es ist doch eine nachdenkliche Tatsache, dass wir in großer Verlegenheit sind, die Stelle Erichs würdig zu besetzen. Warum hat dieses aktuelle Fach so wenig starke Talente an sich gelockt? Richter schob die Schuld gutenteils auf den Roethischen Grundsatz, ein anständiger Kerl müsse das Ganze, von Wulfila bis G. Hauptmann, gleichmässig beherrschen. Aber wird denn dieser Grundsatz unter den Jungen so allgemein befolgt? – Einer, der als nicht mehr Junger über beides schreibt, ist Saran, und hier darf man auch sagen: vestigia terrent. Kennst du sein Hildebrandslied?

Seit 4 1/2 Jahren les ich zum erstenmal wieder das Kolleg über Anord. Dichtung. Ich fand mehr zu ändern, als ich erwartet hatte. Z.T. hat mich die Beschäftigung mit Heliand die Zusammenhänge mit der gemeingermanischen Form anders sehen lassen; z.T. finde ich einfach vieles Frühere seicht und schwebend gezeichnet; endlich eine Reihe von Monographien, die berücksichtigt sein wollen: so hat sich über die Sólarljóð eine kleine Literatur gehäuft. Hier erlebte ich die Ueberraschung, dass ich F. Jónssyni[3] beistimmen musste gegen die drei Spezialisten Paasche, Falk und BjM. Ólsen: es war mir zwar verdächtig, diese Partei zu ergreifen, aber ich konnte nicht anders! Bei dem

Lesen dieser modernen skandinavischen Arbeiten stoss ich immer wieder auf einen Patriotismus, der mir die klare Wertung übel zu hemmen scheint. Es ist eben auch heute noch die selbe Sache bei den Nordboer wie zu Keysers und Sv. Grundtvigs Tagen: die Grundstimmung ist die der anbetenden Ehrfurcht vor der Herrlichkeit nordischen Geistes! Die Literaturgeschichte sóll darauf führen, die Bewunderung vor den nord. Schöpfungen zu steigern. So grell äussert sich ja diese nationalistische Stimmung nicht mehr, namentlich vermeidet man es, die fremden Einflüsse tunlichst auszuschalten: darin hat der grosse Sophus eine Wendung bewirkt; die, die am wenigsten von dem Fremden wissen und wissen wollen, sind kurioser Weise F. Jónsson und seine Schüler (Ussing), also ein Mann, dem eigentlich die patriotische Hitze sonst ferner liegt. – Bei Paasche zeigt sich dieser Grundzug darin, dass er sich immer nicht entschliessen kann, zwischen Isländisch und Norwegisch den gebührenden Strich zu ziehen. Dies hindert ihn, das Kulturbild treffend zu zeichnen. Es sáh eben auf Island im 12. 13. Jahrh. sehr anders aus als in Norwegen – was die ganze Geistesproduktion betrifft, auch in kirchlichen Dingen. Ferner eine Ueberschätzung des Kunstwertes der Sól., die mir scherzhaft vorkommt.

Kurz, mein böser Blick auf den am Grunde lauernden Patriotismus hat sich verschärft. Wie viel Trübung hat diese Tugend in der Wissenschaft verschuldet! Es schmerzt mich jetzt gradezu, dass mein Olriknachruf diese Seite schwächlich verkleisternd behandelt hat. Es ist nicht wahr, dass die Anbetung des Nordboertums bei Olrik selten Beleuchtungen getrübt hat (oder wie ichs nannte). Vielmehr: die Hauptfehler in Olriks Werken haben hier ihre Quelle. Die verrückte Idee, hinter der Saga von der Brávallaschlacht stehe ein stolzes norwegisches Epos: dies erklärt sich nur aus dem latenten Wunsch, den Norwegern einen Ehrenkranz zu flechten. Dann, damit verwandt, das Streben, auf Kosten der Isländer die skandinavischen Brüder zu bereichern: also die tief greifende Verzeichnung der Starkaddichtung, die Vernachlässigung der Hrólf kraki-Prosen in Danmarks Heltedigtning I, die Verkennung, dass Saxo seinen Rolvo aus einer isl. Saga hat. Auch in der Vǫluspá ist Olrik dem isl.-kirchlichen und antiquarischen Zuge nicht gerecht geworden. Kurz, wó dieser Grosse fehlgeht, da steckt sozusagen immer eine patriotische Beengung dahinter. Das hätte ganz anders ausgesprochen werden müssen. Assentisne? [...]

Das beigelegte Pronunziamento Roethes mag dich fesseln. Ich stehe nicht ganz auf dem Standpunkt; ich sehe mich, bongré malgré, von Jahr zu Jahr mehr nach dem Sprachreinigen getrieben und würde, wenn ich «neue Auflagen» meiner Opuscula zu machen hätte, viele Fremdwörter hinauswerfen. (Dies gilt nicht für Gespräch und Briefstil! – vide beiliegenden Holzschnitt!)[4] Imbesondern missbilligte ich die Berufung auf die alten Lehnwörter bei Roethen, aber mein Widerspruch dagegen drang nicht durch. Bei einem Stilisten wie Roethe grämen mich die Fremdwörter nicht sehr, wohl aber betrübt mich sein Einfluss auf die Anfänger: diese stammelnden Studenten gefallen sich in den wichtigtuerischen Fremdwörtern, glauben etwas gewonnen zu haben, wenn sie schreiben «dieser isolierte Fall ist charakteristisch für die Situation» anstatt «dieser einsame Fall zeichnet die Lage» usw. [...]

Dir wünsch ich Erfolg für deine ländliche Aufpäppelung. Und den Deinen sonst alles Gute. Schreib mir einmal eine Zeile ausm Landleben!

Pereat Wilson! Mit einem frömmern Wunsch kann man nicht enden.

Wie immer dein

And.

1 Im Sinn von «getreulich».
2 Isl. «selbstverständlich».
3 Isl. Dativ zu Jónsson.
4 Nicht erhalten.

133.

Berlin 27. Okt. 1918

Mein Lieber, es geht doch nicht, dass ich dauernd schweige. Seit deinem guten Brief sind wieder 5 Wochen vergangen. Man hätte ja Gründe zum Schweigen! Soll man einander das Herz schwer machen? Im mündlichen Austausch ist es anders: da kann man die Stimmung des Genossen erlauern und sich anschmiegen. Bei den hiesigen Bekannten gelt ich, glaub ich, nicht als Flaumacher; bei Frauen, Kindern und Greisen (Haus Riehl) eher als das Gegenteil. Du bist, mehr als andre, mimosenhaft empfindlich gegen Kannegiesserei. Ich respektiere das – so sehr, dass es mir bei dir schwerer wird, über die Weltlage zu sprechen; anderes als laienhafte Vermutungen und Bekenntnisse hätt ich ja auch nicht zu geben! Dann spür ich wieder den Wunsch, dass du ahnen mögest, wie ich so ungefähr stehe. Denn von einer Einheit der Anschauungen ist ja keine Rede – auch unter Männern, die sich sonst leidlich verstanden. Vor einigen Tagen konnte mir Roethe sagen (er ist jetzt in seiner Gebrochenheit ganz weich): Sie haben doch noch ein Vaterland, an dem Sie Freude haben können. – Ich musst ihm antworten: So empfind ichs nicht! Die Freude an der Schweiz ist mir vergällt, und in allem, was die äussere Lage Deutschlands angeht, kann niemand schmerzlicher mitempfinden als ich. Auch ich empfinde den Inhalt meines Lebens als zerstört, von einer Zukunft mag ich nicht sprechen. Dass die Demokratisierung auf mich nicht so wirken kann wie auf einen preussischen Konservativen, versteht sich; aber auch hier wär ich der letzte, über Fortschritt zu jubeln, sondern leide körperlich darunter, dass diese Umwandelung in diesem atemlosen Tempo und, namentlich, auf das Kommando der Feinde vollzogen wird.

Dies ist der Hauptpunkt! Den Wilson müssen wir als Schiedsrichter und Herrgott anerkennen – und halten ihn, ach, für etwas ganz anderes! Ist dies schon einmal in der Weltgeschichte vorgekommen? Da zieh ich den Brennus vor, der sein brutales Schwert in die Wagschale wirft.[1] Wir wissen aus hundert Zeugnissen, dass Wilson uns klein und machtlos machen will, – und müssen dergleichen tun, als sei sein Völkerbund imgrunde auch unser Ideal! Das ist die wahre Bitternis dieses Zustandes. Wärs ein Sieger, der uns kurzweg seine harten, grausamen Bedingungen diktiert, gut! Aber wir müssen uns ja als

Schächer aufspielen, als Strafwürdige ... Und Viele reden sich wirklich ein, unser «System» habe nichts getaugt und sei wert, unterzugehn – dieses System, das uns an die 4 Jahre lang aufrecht gehalten hat gegen eine Uebermacht ohne gleichen! Hätten die U-Boote das erreicht, was die Urteilsfähigen von ihnen erwarteten, dann *priese* jeder dieses selbe System. Und nun sollen wir es ex eventu verdammen!

Erinnerst du dich an den Gerard David in Brügge (ob er wohl noch am Leben ist?), wo der H. Bartholomäus só geschunden wird, dass wir fanden, es könne einem im Traum vorkommen?[2] So geht es jetzt uns und unserm Deutschland. Langsam ziehn sie uns die Haut vom Leibe. Wir können uns nicht wehren – warum? aus dem grauenhaft brutalen Grunde: weil wir nicht genug Rohstoffe haben! Stahl, Kupfer, Leder, Gummi, – dáran gehn wir unter! Das ist auch noch nie dagewesen. Darum sind auch die Analogien vom «heldenhaften Untergang» auf uns nicht anzuwenden. Denn was sollten die todeswilligsten Volksmassen ohne Munition usw.? Dies war eben anders nicht nur zur Zeit der Hellebarden und Feldsteine, sondern auch noch vor 50 Jahren, als Frankreich Monate lang seinen tapfern Kleinkrieg fortsetzen konnte. Heute geht es so unheimlich rechnerisch, kaufmännisch zu: Millionen von schlagfähigen Männern müssen sich ergeben, weil die Fabriken nicht genug liefern. Und die Demoralisierung der Truppen, wie mans wohl nennt, hat augenscheinlich als Hauptgrund die Unterlegenheit an Ware jeder Art, essbarer und streitbarer!

Dazwischen kommen Minuten, wo man fragt: sind wir denn schon so weit? – Aber diese Frage ist falsch! Nicht «schon» – darauf kommt nichts an. Es fragt sich einzig, ob wir unwiderruflich auf der absteigenden Ebene sind; und dies wird niemand verneinen. Man denke an den Osten! Bald werden die Meerengen in der Hand der Feinde sein, dann bekommt England das Schwarze Meer in seine Gewalt und kann wieder eine Art Ostfront gegen uns aufrichten ... Es bleibt nichts übrig, wir müssen Frieden machen, und besser ohne die Verwüstung der deutschen Westlande als mit!

Aber gewiss, da sind Punkte, wo man sich fragt: würgen wir das herunter? Oder machen wir doch lieber Harakiri vorher? Für mich gehört die Absetzung des Kaisers dazu. Auf – Befehl – des – Feindes seinen Monarchen absetzen ... Ja, die Griechen habens getan – oder nein, denen hat man den König geraubt, entrissen. Wo fängt das Volks-Ehrgefühl an und wo hört es auf? – Und so, wie wir aus diesem Kriege gehn, so sollen wir dann bleiben in saecula saeculorum? Die amerikanische Weltpolizei sorgt dafür, dass nichts revidiert wird??

Da bin ich gehörig ins Herzausschütten gekommen, vielleicht sogar ins Jammern. Wenn mein Gestammel dir einen ungefähren Begriff gibt, wie ich zu diesen Dingen stehe, solls mich freuen. Ich versuche, noch ein wenig von den Privatsächelchen zu plaudern. Du brauchst es ja nicht zu lesen!

Ich blieb die ganzen Ferien hier (exclusive eine kurze Geschäftsreise nach Marburg), und da sagte ich mir bald: soll man über Wasser bleiben, so heissts sich zur Arbeit zwingen. Cornicelius hatte mir grade den Auftrag gegeben, für die Internationale Monatsschrift[3] etwas über die «Epenfrage» zu schreiben.

Nun, das lag mir. Ich fing an und fand soweit Vergnügen dran. Da es dir bald gedruckt zukommen wird, hab ich nichts darüber zu sagen. Dann machte ich mich an einen Beitrag für die Braunefestschrift, der freilich erst im nächsten Sommer einzuliefern ist. Ich wählte die Frage, die mir noch bei meiner letzten Vorlesung übers NibL halbdunkel geblieben war: ob NL Teil I und Thidr.s unmittelbar auf eine gemeinsame Quelle zurückgehn, und ob dies ein Lied (kein Buchwerk) war. Ich glaube jetzt beide Fragen bestimmt bejahen zu können. Auch in Einzelheiten hat sich dies und das abgeworfen. Falls ich nocheinmal über NL lese, werd ich ziemlich viel ändern müssen: daraus darf ich vielleicht schliessen, dass der Aufsatz auch Andren Neues bringt.[4]

Mitte September war dies im wesentlichen fertig; doch bastle ich noch da und dort an dem Manuskript herum: es hat ja Zeit! Auch der grössere Heliandaufsatz, den ich dir im Frühjahr denunzierte, wird dann und wann unter die Feile genommen. Wochen lang nahm mich darauf das neue Buch von Sievers in Anspruch, das ich für die DLZ anzeige: Metrische Studien IV; ein sehr locker komponiertes Bündel von funkelnagelneuen Entdeckungen. Hier trägt er nun die Dinge in extenso vor, die mündlich schon per ora multorum volitabant: dass die agerm. Rechtstexte Verse seien und die aisl. Sagas nicht minder; dass die Eyrbyggja von 5 Dichtern und einem Prosaisten herrühre; dass die SnE ebenso wie die Heimskr. ein Sammelwerk sei, wobei Snorri nur der spiritus rector war ähnlich wie König Sverrir[5] bei der Sverr.-saga. Und so noch sehr viel anderes. Nur die Pflicht, zu rezensieren, hielt mich so lange an dem Buch fest: sónst hätt ich nach wenig Tagen gesehen, dass dies alles auf trüglichem Boden errichtet ist. Einerseits hat Sievers nicht das adäquate Formgefühl für den charaktervollen agerm. Rhythmus. Zwar gibt er jetzt wichtige Leitsätze seiner frühern Lehre preis, schreibt z. B. dem «Sagvers» der Gesetze usw. strikten Takt mit festem Taktgeschlecht zu; aber nach wie vor biegt er die alten Texte zu Rhythmen um, die grundverschieden sind von den altgermanischen. Seltsam, unsereinem kommen diese Kurven so naheliegend, so selbstverständlich vor! Und in meinen Uebungen erleb ich auch immer wieder, wie die für Rhythmus Begabten ohne viel Stossen aufs Rechte kommen. Schade, dass du den Folianten nicht vor dir hast! sonst bäte ich dich, die Tryggðamál auf S. 68 ff. zu überfliegen. Da fändest du tolle Verkrüppelungen des Satzrhythmus! Spasshaft ist die neue Rhythmisierung der Atlamál: im Ländlertakt – einfach Schnaderhüpfl! Und wenn man liest, dass der nächste Verwandte der vermeintlichen Gesetzesverse der – skandin. Folkeviservers sei, dann schlägt man auch rasch das Titelblatt nach, ob denn ein unbescholtener Gelehrtenname drauf stehe!

Das deuteron pseudos ist sjálfsagt der Irrwahn mit Melodie und Klangart. Dies hat sich nachgerade ausgewachsen zum völligen Tyrannen aller andern Beweisgründe: die «Schallanalyse» ist das Zauberwort, womit alles im Handumdrehen entschieden wird. Sievers kann dir von jedem Eddagedicht aufs Haar genau sagen, ob es in Norwegen oder Island entstand, wieviel Verse von wieviel Interpolatoren herrühren; wie die ǫ und die æ und die ð auszusprechen sind, usf. usf. Dafür hat er seinen zauberkundigen Hauskobold, genannt Schallanalyse. Diese Sache ist nun derart auf die Spitze getrieben, dass ich

heilsame Wirkung von dem Buche erwarte: die vielen in verba magistri jurantes werden sich doch an den Kopf greifen und sagen: halt, dies ging seitab!

Von Neckels Hamalt-Aufsatz[6] hatt ich auch den Eindruck, dass er die Quellen überfragt und seinem Tüfteln verfällt. Gleiches scheint mir zu gelten von dem neuen Versuch über Ragnarök[7]; du wirst ihn haben. Als positiven Gewinn konnt ich kaum etwas buchen, so anregend Neckels Verfahren immer ist. Der Mangel liegt an unsern Quellen: die zwingen halt zur Bescheidung! Schade, dass so feine Problemsteller wie Neckel nicht in Quellen von orientalischem Reichtum waten können! – Wie anders ist das Buch Nordals über die Sögur von Olaf dem Heiligen[8]! Das hab ich in den Ferien so richtig durchgebüffelt, und vieles ist mir dadurch greifbarer geworden.

Lebwohl, lieber Freund! – Wünschen wir uns gegenseitig ein beschleunigtes Henkersverfahren – besseres gibt die Zeit nicht her!

Dein And.

1 Nach römischer Tradition Führer eines senonischen Heerhaufens, der ca. 387 v. Chr. die Römer schlug, Rom besetzte und das Kapitol einschloß und dann beim Erlegen des Lösegeldes durch die Römer mit den Worten «vae victis» sein Schwert in die Waagschale geworfen haben soll.

2 Ein Bartholomäus-Bild von David gibt es nicht. Heusler bezieht sich vermutlich auf das in Brügge aufbewahrte Bild «Die Schindung des Sisamnes» von Gerard David. Vgl. auch Brief Nr. 196.

3 *Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik*, begründet 1907 (bis 1921). Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 289.

4 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 296.

5 Sverrir (ca. 1150 – 1202) war norwegischer König seit 1177.

6 GUSTAV NECKEL, Hamalt fylkia, in: *PBB* 10 (1915), 472 – 500.

7 GUSTAV NECKEL, Studien zu den germanischen dichtungen vom weltuntergang, in: *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften* 7 (1918).

8 SIGURÐUR NORDAL, *Om Olav den helliges saga*, København 1914.

134.

Berlin 21. November 1918

Mein Lieber, die Ereignisse stürmen vorwärts – von einem Tag auf den andern wandelt sich alles! Wie veraltet ist jetzt das, was ich in meinem letzten Brief zum besten gab! Damals standen wir noch diesseits der Pöbelherrschaft; glaubten wir noch, wenn auch mit bangen Ahnungen, an die Festigkeit des deutschen Volkskörpers. Ja, du sagst recht: wie im Traum taumelt man immer noch herum! Ein paar Tage lang verschlang das Grauen vor diesen innern Zusammenbrüchen den Schmerz um den äussern Jammer. Seither hat sichs bei mir wieder nach dem frühern Zustand geschoben: ich starre voll Entsetzen auf die feindliche Welt, die unser Deutschland tritt und misshandelt und sich anschickt, es zu vernichten, wie man nur ein Millionenvolk vernichten kann. Der Einzug in Strassburg – in Kolmar – diese schönen Lande auf Nimmerwiedersehen dahin! Metz, die stolze Festung, das Tor Deutschlands verloren!

O das schneidet in die Seele, – Wunden, die in únserm kurzen Leben nicht mehr heilen werden. Und was mag alles noch kommen! Im Osten – – nicht daran zu denken! Das Bisherige ist ja nur ein Vorschmack. Der tigermässige Hass der Franzosen, verbunden mit dem kalten Vernichtungswillen des neidischen Kaufmanns England, sie scheuten vor keinen Bedingungen zurück, die unser ganzes Volk tödlich treffen sollen und werden. Erstaunt dürfen wir eigentlich nicht sein, denn wir haben ja seit vier Jahren klar erkannt, dass sie uns vernichten wollen, austilgen von der Tafel dér Mächte, mit denen man rechnen muss. Dies war Englands Programm, nur notdürftig verhüllt durch die lange Serie von pharisäischen Schlagwörtern. Und während Wilson zu all diesen Bedingungen seinen Segen gegeben hat, die sogar neutrale Schweden und Holländer starr machen vor Grauen, begleitet er das Henkerwerk mit salbungsvollen Betrachtungen über die unerfreulichen Folgen der Massenhungersnot. Ja, man lernt die Menschenseele von neuen Seiten kennen.

Mein Weltbild ist seines Gehalts beraubt. Alles, was mir schön war übers private Leben hinaus, ist dahin – für méine Lebenszeit reicht es aus! Úns scheint keine neue Sonne mehr. Der Glaube an Deutschland war eine so selbstverständliche Macht in mir. Ich war kein Patriot, nicht einmal im zulässigen Sinne, solange wir Frieden hatten, denn ich fand Patriotismus etwas für den Kriegszustand. Ich habe auch vieles an unsrer Volkserziehung schmerzlich empfunden. Aber hinter allem stand mir der Glaube nicht nur an die geistigen Güter und Fähigkeiten unsres Volkes, sondern auch an seine politische Zukunft. Dass Deutschland eine der weltbestimmenden Mächte sein und noch mehr werden würde, das stand mir fest; das war eine selbstverständliche Grundlage meines Lebensblickes. Ich traute es Deutschland zu, dass es kraftvoll weiter empor steigen würde. Es erschien mir innerlich gesund und voller vielversprechender Keime. Auch seine Schattenseiten empfand ich als Jugendfehler, – wir hatten noch wenig gute Kinderstube u. dgl., wir hatten noch einiges vom Neuling, vom Emporkömmling an uns. Wie oft sagte ich zu meinen neutralen Bekannten: gebt uns Zeit, wir fangen erst seit 40 Jahren recht an; so schnell holt man die früher begünstigten Völker nicht ein. Es ist nichts innerlich Faules und Gemeines am deutschen Volke. Alles deutete auf eine glückliche und reiche Zukunft.

Dies alles muss man jetzt begraben. Die stólze Geschichte Deutschlands ist aus. Für immer. Gewiss, auch diese Wunden vernarben einmal; aber dann, ja dann herrscht überall das sozialistische Philisterium, der allmächtige Spiessbürgerstaat. Dann friert und hungert niemand mehr, und – eine stolze Völkergeschichte gibts dann nicht mehr.

Aber noch einmal: mein Wahrheitssinn verbietet mir zu glauben, dass jener Blick auf Deutschlands Jugend, Kraft und Gesundheit eine Täuschung war. Mag es jetzt von allen Dächern so pfeifen: ich *glaube nicht*, dass wir untergingen, weil wir innerlich zum Untergang reif, weil wir morsch waren, auf falscher Grundlage aufgebaut. Nein, die brutale Uebermacht, das ungeheure Plus an Stoffen und Menschen drüben, zusammen mit der Hungerblockade, dies hat uns umgebracht.

Die Ironie, die darin liegt, das Widernatürliche, Planlose, Unvernünftige – wie soll mans nennen? – dies peinigt mich so namenlos. Dieser scheussliche Widersinn der Weltgeschichte ... Eine Diabolodizee, wenn man schon ein denkendes Wesen als Lenker dächte!

Wofür arbeiten wir noch? Wofür leben wir noch? Zu all unsern kleinen privaten Freuden gab das Schicksal Deutschlands den Hintergrund. Und dies ist nun entleert; alle Farbe erloschen. Ich fühle mich, wie ein Wandrer vor einer grauen, gestaltlosen Ebene ... er weiss, am Horizont geht es so weiter, endlos, nie ein stolzer Hochwald, ein erquickender See, ein belebendes Gebirge. Oede Steppenwanderung bis ans Ende.

Wie wir jetzt jeden Tag zusammenbrechen sehen, was wir gebaut und errungen hatten, ich meine im Osten. Alles sinkt dahin; überall legt der Bund der Geldmächte seine Pranke drauf und sorgt dafür, dass jede Erinnerung an deutsche Arbeit und deutschen Geisteseinfluss erstickt wird. Unsre Freude über die Ukraine, eine Zeit lang über das befreite Polen, dann über die baltischen Lande, über Finnland: alles aus, überall zieht der Feind mit fliegenden Fahnen ein. Und wie trefflich wird er es verstehn, all die Keime deutschen Einflusses zu beseitigen! Wir sind zu einer kopfreichen Winkel- und Bettlernation geworden. Schrankenlos herrschen die Angelsachsen in allen fünf Erdteilen.

Es ist vielleicht toll, über diese Dinge zu klagen, weil uns so viel schlimmere Möglichkeiten vor der Tür lauern. Man rechnet ja mit állem. Der Bodensatz der Greuel ist noch lange nicht erreicht. Mag sein, dass wir in ein paar Wochen dén Zustand beneidenswert finden, dem wir uns heute gegenübersehen.

Und dann das Innere! Demokratie in díeser Gestalt, in dieser unfreiwilligen, vom Feind kommandierten Ueberstürzung: nein! Man darf und soll ja wohl daran glauben, dass die heutige Pöbelherrschaft nicht bleibt; dass wir eine wirkliche Demokratie bekommen – wenn auch vielleicht nach Strömen von Blut. Aber selbst dann! Welcher Verlust von Kultur, von Ueberlieferungen! Sóviel wissen wir Denkende doch alle: die reichen Traditionen, die wir jetzt in den Kot gezogen haben, die stellt man nicht mehr her und, vor allem, die ersetzt man nicht so bald durch halbwegs Gleichwertiges. Unsre monarchische Maschine hatte noch nicht ausgespielt; sie barg noch so viel Zukunftsfähiges in sich; dieses ganze gesellschaftliche System, die preussische Weltordnung, das strotzte von Kulturkeimen. Welche Differenziertheit! Mir war ja vieles fremd und frostig daran; aus meiner angeborenen Bauern- und Demokratenhaut schlüpft ich nicht hinaus. Aber darauf kams ja nicht an. Jetzt, wo es zerstört ist, empfindet man doppelt klár seinen Wert, seinen Reichtum. Ich habe den Pöbelfeind in mir entdeckt. Ich empfinde vor allem die Kulturverarmung in dieser Umwälzung, die Einbusse an gesicherten Reichtümern – – und wie unsicher ist das, was wir an die Stelle zu setzen hoffen! Nimms ganz konkret: ihr Schullehrer konntet die Jungens für den grossen Kurfürsten und den grossen Fritz begeistern und für die Freiheitskriege und für Wilhelm I und seine halbmythischen Palladine: von all dem sind wir abgeschnitten; das sind Museumsstücke für uns geworden – die Nabelschnur dahin ist zerschnitten. Wer soll in der deutschen Ochlokratie noch mit anfeuernder Begeisterung zu jenen Helden zurückschauen? Und der Provinzler, der in der Siegeshalle des Zeug-

hauses die Bilder der einstigen Grosstaten sieht, was soll er sich künftig dabei anderes denken als bei irgend einer Darstellung des Hannibal oder des Prinzen Eugen! Und so in hundert Einzelheiten. Das kleine Leben hat die Goldfäden verloren, die es durchzogen. Was setzen wir an die Stelle? Nein, eine Demokratie, eine rechte, dem Volk heilbringende, die erwächst langsam, organisch, – wenigstens bei uns germanischen Völkern; wir sind keine Massen des auswurzelnden Umsturzes, – nur das Diktat der übermächtigen Feinde konnte uns diesen wilden Bruch mit einer wertvollen, kulturgesättigten Vergangenheit aufzwingen. Es hat etwas so verzweifelt Unnatürliches, von Aussen uns Aufgedrungenes. Es kommt so gar nicht aus den Tiefen des anständigen deutschen Volkes. Nur der verjudete Pöbel, der hat Freude daran, der gab sich willig her zur Vollstreckung der Befehle unsrer Todfeinde. Die Juden – die nehmen fürchterlich Rache für ihre lange Knechtung. Diese ölnackigen Fremdlinge, die keine Pietät haben für die Ueberlieferungen eines Volkes, das sie nie lieben konnten – ! Du beachtest, wie unglaublich die Juden in den jetzigen Diktatoren hervortreten. Auch bei unsrer Dozentenversammlung letzten Sonntag, da waren an die Hälfte der Redner Juden! Und ihre Kopfzahl beträgt éin % der deutschen Bevölkerung! – Schon diese rechnerische Tatsache enthüllt den Kérn der ganzen Bewegung: es läuft hinaus auf eine Entfremdung von unsrer bodenständigen, organisch erwachsenen Gesittung. Ein Volksstaat will langsam erworben sein – man soll hineinwachsen, indem man befreundet bleibt mit allem, was die ältere Kultur an Erhebendem, Positivem hatte. Diese heutigen Herren sind vor allem Verneiner.

Gott, man will ja nicht blind ungerecht sein! Unser Métier als Historiker stösst uns ja drauf, die Sache immer recht von allen Seiten zu betrachten, Avers und Revers der Medaille. Also, ich leugne nicht: manches an dieser Bewegung ist mir willkommen: die Aufhebung der Zensur, der Vereinsverbote, des religiösen Eides, die zu erwartende Trennung von Kirche und Staat; in summa, die Lockerung des Polizeiknebels, die Milderung des Standpunktes «Oderint, dum metuant». Diese Dinge am alten Regiment waren mir ja immer zuwider. Aber das tritt mir zurück hinter den ungeheuren Einbussen an gehaltvollen Traditionen im Staatlichen und namentlich im Gesellschaftlichen.

Die Mängel der bisherigen Monarchie wären gewiss zu entfernen gewesen, so wie die Sache einmal durch diesen Krieg gekommen war. Kaiser und Regierende hatten ja schon viel gelernt, sie wären sicher nicht in die Gleise vor 1914 zurückgekehrt. Unsre Konservativen waren freilich unerlaubt schwerhörig für die Zeichen der Zeit; aber sie waren zu schwach, um eine notwendige Entwicklung nach links zu hindern: kurz, ich meine, auch da war die Möglichkeit gegeben für eine vernunftmässige Bewegung zum Parlamentarismus usw., wenn nicht – ja wenn nicht die brutale Uebermacht uns zum Spielball der Feinde gemacht hätte! Im letzten Mai hätten wir den Frieden machen sollen – aber damals war es unmöglich, und als es noch möglich war, im Januar 1917, da wärs ein Friede gewesen, den wir samt und sonders als wahnsinnig empfunden hätten. Gottlob, dass du auch gegen die Sündenbockjagd bist!

So, ich musste meinen Kropf leeren. – Warten wir ab, ob unsre Köpfe oben bleiben! Mag kommen, was will, – treulich dein alter And.

135.

13. März 1919

[...]

Deine Fragezettel hab ich beantwortet, soweit es mir mit den eignen Büchern möglich war. Jetzt geh ich daran, die andern Sachen auf der Bibliothek zu bestellen. Hoffentlich bleiben nicht zu grosse Lücken! Die Bedienung auf der weiland Königlichen ist so unkundig, dass ich oft den Verdacht habe, ein angebliches 00[1] sei recht wohl vorhanden.

Es freut mich, dass du eifrig hinter dem Ragnarök herbist. Aus dem de Boor[2] hast du gesehen, dass die Welt auch auf deine Balladen durchaus wartet. Auch eine amerikanische Zeitschrift brachte vor Jahren die Notiz, dass du in Kopenhagen warst, um diese edition zu prepare. Möge dies als sanfter Druck auf dich wirken!

Den de Boor hab ich sehr genau gelesen – mit geteilten Gefühlen. Aus manchem schimmern gute Anlagen hervor; er hat mehr ästhetisches Gefühl als der Durchschnitt unsrer Kommilitonen. Aber zugleich ist seine Logik oder seine Methode wunderlich wacklig; so oft sieht er das nächstliegende nicht und haspelt sich in entfernten Möglichkeiten ab. In I, Regin smiður, geht er einen Holzweg: die Quelle ist hier entschieden die Völs. saga. II, Brinhild, hat eine wertvolle Beobachtung: der Schlussteil stimmt in 4 oder 5 Punkten näher zum NL als zur Thidr. Dies haben die Früheren, wie ich glaube, übersehen. de Boor zieht freilich eine Folgerung, die mir falsch scheint: die Sig.meiri habe dies dem Færing vermittelt; sie sei die Hauptquelle der Brinhild gewesen. Ich zweifle nicht: der Hauptteil der Brinhild fliesst auch wieder aus der Völs., aber die deutsche Quelle, die gegen Ende ziemlich brüsk einsetzt, war nicht die Thidr., sondern deren deutsche Quelle, das Brünhildenlied (das zugleich die Hauptvorlage von NL Teil I war): es ist die deutsche Dichtung, der ich in meinem Aufsatz für Braune[3] näher gekommen bin. de Boors kleine Entdeckung kam mir zustatten, obwohl meine These im ganzen nur auf Ths und NL ruht. – Endlich III, Högni: hier bin ich noch anceps. de Boor kennt den Begriff des «ältern Epos» nicht: er steht auf dem Paulschen Standpunkt: die Ths fliesst aus dem NL, wo also etwas näher zum NL stimmt als zur Ths, da stammt es eo ipso aus dem NL. Für mich stellt sich die Frage, ob der Hauptteil des Högni aus dem ältern Epos stamme. Freilich müsste dann wohl für das Nachspiel, die Rache an Attila, die Ths als Quelle einsetzen. Auch Kremolds Hævn ist vielleicht aus dem ältern Epos zu leiten. Sicher fühle ich mich hier, wie gesagt, nicht; aber ein Mangel an de Boor ist es jedenfalls, dass er die Möglichkeiten von vornherein zu eng begrenzt.

Hast du dir über deine Balladenbeschäftigung schon eine feste Meinung gebildet über die hier genannten Fragen?

[...]

Ich denke daran, in den nächsten Tagen meine Entlassung einzureichen. Dass ichs leichtsinnig, unüberlegt täte, kann man nicht sagen, aber ein Sprung ins Ungewisse ist es allerdings für mich. Hätt ichs vor 4 Jahren tun können, so hätte alles ein andres Gesicht gehabt. Mein Arlesheimer Plan[4] ist bestattet;

dazu reichen die Gelder nicht mehr. Auch abgesehen davon, weiss ich nicht, wo und wie ich mich einrichten kann. Am liebsten bliebe ich in Deutschland. Die Schweiz ist mir zu verwelscht, sie plätschert lakaienhaft im Fahrwasser der Sieger. Wären Alle dort wie mein Vater, ja dann – ! Er hat sich die Bewunderung Preussens, des frühern Preussen, nicht nehmen lassen durch den Zusammenbruch; er huldigt noch immer dem lahmen Löwen. Aber ich glaube, sonst wäre nicht die Luft in der Schweiz, die ich jetzt brauche. Ich habe an München gedacht. D.h. natürlich einen Vorort, wo man bäuerlich-billig und ungepflegt leben kann. Die Nähe einer grossen Bibliothek, darauf darf ich kaum verzichten. Denn meine Pläne, – ja, ehrlich gesagt, ich trau ihnen nicht mehr ganz, aber – ich darf mir nicht von vornherein die Möglichkeit abschneiden, noch etwas zusammenzuschustern. Dazu brauchts eine Bücherei; eigne Bücher kann man künftig überhaupt nicht mehr gross kaufen! Auch Freiburg i. B. hab ich erwogen.

Vielleicht aber múss ich, aus wirtschaftlichen Gründen, die Schweiz wählen – – der Gedanke ist mir in diesem halben Jahr schon ganz fremd geworden!

Also nächsten Sommer heissts auf die Suche gehn. Der feste Pol in der Erscheinungen Flucht ist nur: gehn muss ich hier. Das klare Bewusstsein, dass ich meiner hiesigen Stellung nicht gewachsen bin, hat mich keinen Tag verlassen. Oft verdichtet es sich zu einem Druck, der an Atembeklemmung grenzt. Dass nicht etwa Unterernährung p. p. mir dies vorgaukelt, kann ich damit beweisen, dass ich im Herbst 1913 das Ordinariat annahm mit der klaren Erkenntnis, dass ich nicht der Mann dazu bin, und mit dem festen Entschluss, nun, nachdem meinem Nachfolger die Gasse gebrochen ist, sehr bald den Platz zu räumen. Der Krieg kam dazwischen. Ich fand es anständig, aufm Posten zu bleiben. Das hab ich ja nun getan. Jetzt ist kein Grund mehr, zu verschieben.

Du fühlst vielleicht die kleine Schwäche nach, dass ich ab und zu denke: ach was, noch ein Semester – oder zwei! Eine Art Trägheit – oder Feigheit. Denn so etwas wie ein Kopfsprung in kaltes Wasser ists ja. In solchen Augenblicken bringt mich der Gedanke zur Besinnung, dass ich vor dem Geheimen Rat Becker, dem Elsternachfolger im Kultusministerium, schon zweimal den Gedanken hingeworfen habe, ich wünschte Neckel als meinen Nachfolger. Da wär ich ja ein Bajazzo, wenn ich kleben bliebe. Wer weiss, vielleicht ist dieses mein Vorhaben sogar schon zu Neckel durchgesickert, – so peinlich ich es vermieden habe, ihm je eine Andeutung zu machen, dass ich ihn auf meinem hiesigen Katheder dächte. Denn ich habs ja nicht in der Hand; die unerforschliche Weisheit des Ministeriums setzt vielleicht irgend einen Andern hin.

Vor 8 Tagen hatt ich in der Akademie zu sprechen. Ich hatte das Zeug in den Weihnachtsferien hingesetzt und gab es nun in die Sitzungsberichte. Neue erhebliche Gedanken stehn nicht darin, nur Kleinkram: was sich einem so als Randglossen zu den Kollegheften ergeben hat. Dazu einige Fäden, die sich an die neuen Aufsätze von Sydow und F. Jónsson anspinnen liessen. Nimm das Löschpapier gutmütig hin; ich gewärtige keine Kritik, – d.h. wenn du als Freund es ratsam findest, mich vor dem zunehmenden Marasmus senilis oder der loquacitas senilis zu warnen, dann bist du mir umso lieber, wenn du es tust. Eine Wette, dass unsre Freundschaft diese Belastungsprobe aushält!

Mir ist klar, um überhaupt noch etwas Nennenswertes zu machen, müsst ich einige Quartale hindurch lesen, rezipieren können; dazu aber fehlt es mir hier an den äussern und innern Voraussetzungen.

So, nun wollt ich noch vieles sagen; auch über die Schulaufsicht durch die Clerici, und dass ich als Volksschullehrer wohl auch gegen diesen Stachel löken würde ... Aber s ist jetzt genug! Mir stehn trübe Tage bevor. Wie werd ich meine arme Schwester finden?

Euch Lieben, Getreuen wünsch ich Mut und Kraft! Halten wir fest an einander!

Immer dein alter

And.

1 Gebräuchliches Zeichen im Leihverkehr für «Nicht am Platz».
2 *Die Färöischen Lieder des Nibelungenzyklus*, Heidelberg 1918.
3 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 296.
4 Vgl. Brief Nr. 140.

136.

Berlin 17. April 1919

Teuerster, endlich kommen hier die Zettel. Du wirst nicht gar wenig Lücken finden – aber richte deine Flüche auf die Büchereien hier; besonders die Staats- (so heisst jetzt die ex-Kgl.). Es geht durchschnittlich so: 1/4 des Bestellten bekommt man richtig; 1/4 bekommt man falsch (irgend welche Werke, die einen entfernt ähnlichen Titel haben); 1/4 bekommt man mit 0 oder 00 zurück, und 1/4 ist überhaupt spurlos in der Versenkung verschwunden. Die Universitäts- ist besser als die Staats-; dort haben die Beamten einen gewissen Biereifer; z. B. der Roheim hat, glaub ich, den ganzen Beamtenstab ein paar Tage lang in Atem gehalten, und doch bezweifelten sie bis zuletzt seine Existenz (ich stiess erst nachher auf seine Igelspur in der Zs.Vk.).[1] Die Staatsdürfte der Typus der Anstalten der U. S. Gesellschaft sein: die altpreussische Ungefälligkeit gegenüber dem Publicus ist geblieben, die altpreussische Exaktheit innerhalb des Organismus ist flöten gegangen, ergo ...

Wenn du so lange warten kannst, dann schreib mir doch die paar Fragen, die unbeantwortet sind, aber beantwortbar scheinen, noch einmal heraus: ich werde sie dann im neuen Semester zu einer neuen Bombardierung der Anstalten benützen.

Augenblicklich hab ich das kurze Luftloch zwischen Zwischen- und Sommersemester. Manchmal meint ich, ich riss es nicht durch. z. B. in der einen Woche, wo ich einmal eine Doppelstunde einlegen musste. Meine Stimme wollts kaum prästieren. Und – ich wéiss einfach nicht genug, oder hab alles vergessen in diesen 30 Jahren, und wenn man sich dann maulwurfartig einbohrt in ein enges Gebiet, dann hab ich nicht die geistige Freiheit, pädagogisch gute Auswahl zu treffen, sondern stecke unversehens in Detailkrämerei, die für Anfänger gar nichts taugt! Nein, Herregud, meine Impotenz zum Dozie-

ren ist mit Flammenschrift besiegelt. Und habs doch vorher schon geglaubt! dieser neue Beweis hätt mir erspart bleiben können.

Hr Haenisch fand es noch nicht nötig, meine Demission vom 21. 3. zu beantworten, dafür kam gestern in den Zeitungen die Nachricht ... Kurios! Das ist auch das neue System!

Was eine Kraft ist, sieht man an Roethe. Der hat gestern, incredibile sed verum, acht Stunden gelesen an einem Tag, um nachzuholen. Und am Abend sass er der Gesellschaft für deutsche Philologie[2] vor und gab jedem der beiden Vorträge eine nicht viel kürzere Schlussbetrachtung bei, voller Temperament und Kennerschaft. Alle Achtung! Es streift freilich ans Maniakalische[3] ... Nimm die Einzelheit: durch die Bürgerkämpfe war eine Sitzung der besagten Gesellschaft ausgefallen; nun erklärt Roethe (der auch diesen Vorsitz sich aufbürden liess): um wenigstens etwas einzubringen, wollten wir die nächste Monatssitzung schon nach 3 Wochen halten – in der Karwoche, eben gestern! Derartiges grenzt für mich ans Unnachdenkbare.

Eben bin ich daran, den Aufsatz für die Braunefestschrift reinzuschreiben, weiss aber nicht, ob er von der gestrengen Agathe Lasch aufgenommen wird, denn er wird zu dick, gegen 3 Bogen, und sollte nur 1 Bogen messen. Aber stärker kürzen wollt ich nicht, man sagt mir ohnedies schon immer, ich schriebe so schwer verständlich und setzte so viel voraus: so Jiriczek bei dem letzten Sigurdwisch[4] – und der kam mir als triviale Breitwalzerei vor!

Mögt ihr erträgliche Ostern feiern! Media in vita ... Wenn die Feinde uns einen unerträglichen Frieden auflegen, dann ists aus; dann werfen wir uns den russischen Bolschewiken an die zottige Brust und taumeln mit ihnen in den offenen Abgrund!

Auf Wiedersehen dort unten!

Dein

And.

1 Gemeint ist wohl die Schrift von Géza Róheim, *Spiegelzauber*, Leipzig und Wien 1919 (= Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. 6). Den Namen des Autors (Folklorist in Budapest) fand Heusler bestätigt in Róheims Beitrag: Zwei Gruppen von Igelsagen, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 23 (1913), 407 – 414, oder in einem Nachtrag dazu ebd. 1919.

2 Wissenschaftliche Elite-Gesellschaft mit Sitz in Berlin, 1877 gegründet, hatte Bestand bis in den zweiten Weltkrieg hinein. Heusler war Mitglied bis 1919.

3 Veraltet für «manisch».

4 Offenbar: Altnordische Dichtung und Prosa von Jung Sigurd (s. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 286).

137.

Berlin 8. Juli 1919

Jetzt will ich aber nicht länger warten, mein lieber alter Freund, mit dem Schreiben! In Gedanken hatte sich der Stoff so angehäuft; ich sagte mir oft: ich müsst einen ganzen Tag frei haben, um dir recht zu schreiben. Leb ich doch mit Wenigen so zusammen wie mit dir; und wie ich meiner Schwester Adelheid im März sagte: es gibt Regionen, wo ich mich von dir am besten gekannt fühle von allen Menschen. Genug, heute werfe ich dir einmal vor, was mir grade übern Weg läuft ... Die Fortsetzung mag bald folgen.

Wir haben seit deinem letzten Brief so unsägliches erlebt – ich kann nicht davon sprechen; ich kann dir nicht schildern, wie ichs erlebt habe; und wie ich politisch drüber denke, das ist ja kein Gegenstand zum Schreiben. Es ist eben aus, und ich habe keinen andern Wunsch, als mit Anstand aus dieser Welt zu fahren. Als Einsamer kann ich so reden. Ihr Ehemänner und Väter müsst anders denken, und ich bewundre alle, die es mit Mut tun. Unser Leben hat alle Schönheit verloren. An Deutschland ist alles in Fetzen gerissen, und man kann sich mit der stärksten Phantasie nicht ausmalen, durch was für Tiefen wir noch durchmüssen. Wenn einmal die Scheinwirtschaft mit den Papiermilliarden umgesetzt wird in reale Wirtschaft. Das múss doch einmal kommen. – Vielleicht macht Berlin einen hoffnungsloseren Eindruck als andre Gegenden Deutschlands. Ich denke nicht – oder nicht nur – an die Streiks und an die stets drohenden Meutereien. Die ganze Bevölkerung, soweit ich etwas von ihr zu spüren bekomme, ist entmarkt; d.h. nicht etwa verzweifelt, düster, o nein, sondern indolent und auf den augenblicklichen Genuss aus. Der Film übt seine unbedingte Herrschaft; er hat sich nun auf das Erotische geworfen und befriedigt auch die Bedürfnisse, die man bisher an welschen Dramen befriedigte. Oder an Variétés. Die dauern áuch fort. Die Arbeiter kaufen ihre Markzigarren und Seifen, das Stück zu 7 und 10 Mark, wie mir grad heute ein Laden sagte. Die Beamten auf Polizei und Steueramt, mit denen ich wochenlang Passes halber zu tun hatte, sind höflich, gemütlich, wie mans früher nicht geträumt hätte, aber ratlos, unentschlossen, den neuen Aufgaben nicht gewachsen. Man hat das Gefühl: jeder hat Mitleid mit sich selbst und mit dem Publikum und denkt: wir müssen uns alle vor der kommenden Sündflut irgendwie retten. Ich vermisse ganz die Herbheit und Strammheit, die einst hier war und die wieder nötig wäre, um uns aus dem grossen Sumpf zu retten. Ich kann mir nicht denken, dass das deutsche Volk diese Verpflichtungen gegen den Feind auch nur halbwegs erfüllen wird; und dann kommt Besetzung – Aufteilung, Gott weiss, was!

Wohlgemerkt, ich spreche nicht von Schmach, wie so Viele. Ich sehe eine Erkrankung des deutschen Volkskörpers, eine tiefe Vergiftung. Die äussert sich eben in furchtbaren únd in kleinlichen Zügen. Gegen einen Kranken hat man keine sittliche Entrüstung. Diese ist auch immer mit Pharisäismus gepaart, und der ist mir das zuwiderste. Omnium culpa – d.h. in dem Sinne, dass wir alle durch die 4jährige Ueberanstrengung zermürbt worden sind. Welche Nation hätte das ausgehalten? Welche Massstäbe legen denn die an,

die von «Schmach» sprudeln? Nein, man kann diesen Jammer nur mit den Augen des Arztes betrachten. Des Arztes, der selbst die Seuche in seinem Leibe fühlt.

Schliesslich, das Ällerscheusslichste ist mir, dass die Lüge so unheimlich triumphiert. Dass die Lloyd George und wie sie heissen die stärksten Verlogenheiten so seelenruhig hinausreden dürfen – und keiner widerspricht mehr. Alle sind müde und nehmens hin. Die Lügensaat der 5 Jahre ist zu einem Urwald aufgewachsen, der die ganze Erde bedeckt. Und genügte doch ein Blick auf die Weltkarte, um zu zeigen, wo der die Welt zerstörende Imperialismus gewachsen ist!

Genug davon! Ich wollte dir auch von mir schreiben. Ich habe nach langen Mühen den Pass nach der Schweiz erlangt und will etwa am 6. August versuchen, abzureisen. Ob dann noch Züge fahren? Ob wir bis dahin zusammengeschossen oder sonstwie kapores sind? Wir rechnen mit allem. – Also, gesetzt, es geht nach Programm, dann wird meine Einrichtung hier auf Lager gestellt, und ich fahre mit ein paar Köfferlein nach Basel. Dort möcht ich ganz gern eine sogen. Sommerfrische erleben, d.h. eine einfache, vegetierende Erholung mit viel freier Luft und viel Schlaf. Ich habe seit Garmisch 1916 keinen Ausspann gehabt. Das Zwischensemester hat einen wie eine ausgepresste Zitrone in den Sommer hineingeworfen; ich lese meine Kollegs trotz starker Anspannung ganz notdürftig, ohne das gewohnte Einleben; und der Schlaf ist einem gründlich zum Teufel. Also ich werde versuchen, die sogen. Nerven aufzufrischen. Zugleich aber heisst es ausschauen, wo ich mich niederlassen kann. München, Freiburg sind aufgegeben. Von Heidelberg hör ich neuerlich, dass es ebenfalls die Zureise verbietet! Unter solchen Umständen ist mein väterliches Haus an der Grellingerstrasse ein letzter Unterschlauf für mich! Die Meinen möchten mich natürlich um jeden Preis bei sich behalten. Auch Freund Hecht schreibt aus Basel, ich fände nirgends ein menschenwürdigeres Unterkommen; die Stimmung sei seit den Friedensbedingungen nach Wunsch deutsch. Nun, das muss ich mir selbst ansehen. Aber die Ahnung steigt mir immer fassbarer übern Horizont, dass ich nicht entscheiden kann ohne erhebliche Rücksicht auf das schnöde Geld. Ich habe nun einen Teil meiner Habe als Sicherheit hinterlegen müssen, um über die Grenze zu kommen. Der wird flöten gehn. Dann fragt es sich, wie stark mich die große Vermögensabgabe treffen würde. Ich bin ja nun ganz auf meine Zinsen angewiesen. Wär ich allein, gut; aber Gustel ...; das ist ein grosses Kapitel. Ich öde dich nicht länger mit diesen Unwürdigkeiten. Genug, wie es mit mir werden soll, ist mir nebelhafter als je.

Darüber bin ich froh, dass ich den Entschluss zu gehn gefasst und ausgeführt habe, eh die schlimmen Wochen im Mai mich zermürbt hatten. Seither hätt ich am Ende nicht mehr die Spannkraft gefunden dazu. Und es war doch eine Notwendigkeit, dass ich gehe. Jetzt kann ichs noch in Ehren tun. Meine Leistungsfähigkeit hätte nicht mehr lange gehalten; denn wenn nicht das Diminuendo, so doch das Rallentando der Kräfte spür ich zum Greifen; und als Ordinarius in Berlin darf man nicht langsam sein: man muss etwas von einem kecken Improvisator haben. Das haben sie alle, die Tüchtigen.

Auch zieht sich das Netz der Pflichten immer enger zusammen. In der neu aufgefrischten Gesellschaft für deutsche Philologie[1] heisst es, unter Roethes Leitung, tüchtig frohnen: dreimal musst ich mich produzieren in dem halben Jahr – d.h. das drittemal wurde abgesagt, weil alle Wagen streikten, und mein Vortrag, an den ich auch viel Zeit gewandt hatte, modert nun só. Roethe kann sich nicht ausmalen, was ein Nichtstegreifler an Zeit braucht für so einen Vortrag. Und der Schreibkrampf – !

Weisst du, mein lieber Ranisch, deine guten Worte über das, was ich der Wissenschaft noch zu geben hätte: das lese ich mit wehmütigem Lächeln. Daran sind meine Pläne nicht mehr. Seit dem letzten Oktober nicht mehr. Fuit. Jetzt ist mein Gehn ganz simpelthen[2] ein Rückzug aus einer Stelle, die ich von Anfang an als mir nicht sitzend erkannte: sonst hätt ich dieses Ordinariat im Herbst 1913 nicht angenommen, wenn ich nicht bestimmt mit dem baldigen Gehn gerechnet hätte. Damals hatte man noch die Stimmung, etwas zu schaffen. Die hab ich nicht mehr.

Bald mehr! und dann etwas Sachlicheres und nicht so grau!

Gute Nacht, mein Lieber!

Andreas.

[1] S. Brief Nr. 136.
[2] Dän. «ganz einfach».

138.

Berlin 14. Juli 1919

Pergitur! – Vor allem hol ich den Dank nach für deinen Söhlenaufsatz. Ists ein Nekrolog? Dies geht nicht klar aus dem Artikel hervor. Ich gratuliere dir zu dem frischen Stil. In dir schlummert entschieden ein Stück Journalist. Wie du ja auch hin und wieder einen kleinen Anlauf nahmst zu dieser ephemeren Schreiberei. A propos, ists mit den Theaterkritiken etwas geworden? Und machst du dir Feinde damit? – Zugleich aber möcht ich gern aus der guten Stimmung dieses Artikels schliessen, dass deine Spannkraft nicht ganz zum Teufel ist. Mir hattest du übrigens nie von diesem Jugendgenossen erzählt.

Deine Heimat soll nun also abgetrennt werden! Es ist der bare Wahnsinn der Sieger. Wir werden in Zukunft keine Landkarte mehr in die Hand nehmen können; jeder Blick darauf ist ein Messerstich ins Fleisch.

Ueber dein Ragnarǫk äusserst du dich nebelhaft. Liegt der Aufschub an Winther? Denn dir gabs doch nur wenig noch zu tun an diesem Bande, dem du durch Jahre soviel Sorgfalt zugewandt hast, und der ein schönes Denkmal unsres Freundes werden kann. Die 85 deutschen Aufsätze sind freilich ungeheuerlich – sie würden genügen für ein Jahr, nun lese ich aber «im Monat»! Dies ist ebenso phantastisch wie unsre Kriegssteuern, und darum mag man nicht glauben, dass es so bleibe. Sie werden zwar ein gutes reines Deutsch bei dir lernen, die Jungens. Aber Ragnarǫk sollte nicht darüber untertauchen.

In einem Schreiben an mich zeigte sich Winther unternehmungslustig. Dies schrieb ich dir wohl schon im April, dass er eine neue Auflage meiner Isländischen Grammatik will. D.h. er hätte sich mit einem Neudruck begnügt, aber ich sagte ihm, ich hätte doch allerlei zu ändern. Ich will es ein wenig erweitern, d.h. bei der Schlankheit von Laut- und Formenlehre möcht ich bleiben: ich glaube, grade dem hat das Buch seinen raschen Absatz zu danken. Aber, von einigen Berichtigungen abgesehen, möcht ich ein paar neue capitula einsetzen, über den urnord. a-Umlaut und i-Umlaut; über die Züge, die der nord. Sprachstamm gemein hat mit dem Got., mit dem Wgerm., und die er für sich allein hat. Dann in die Syntax gibts den und jenen Nachtrag. Mir ists ein willkommner Treff, dass ich für den kommenden Winter diese Aufgabe habe. Sie kann erledigt werden ohne meine Privatbücherei, und diese hab ich ja vielleicht noch nicht im Winter.

Eine etwas weiterblickende Verpflichtung bin ich fürs Jahr 1920 eingegangen. Unter Walzels Leitung wird im Athenäumverlag ein Gegenstück herausgegeben zu dem Handbuch der Kunstwissenschaft: ein Handbuch der Literaturwissenschaft. Mehrere Bände, viele Mitarbeiter. Walzel warb mich für die «Altgermanische Literatur»[1], d.h. für die noch nicht stark kirchlich durchtränkte Dichtung der Deutschen, Engländer und Nordländer. Also so ungefähr der Umkreis, den mein Artikel «Dichtung» bei Hoops umschrieben hatte; nur denk ich dazu zu nehmen die stabreimende Epik der Engländer und Deutschen sowie die nationale Saga der Isländer.

Für eine Skizze wie die bei Hoops[2] war die Sache nicht gefährlich: für eine Ausführung von 10 – 15 Druckbogen grossen Formats stellen sich viele Schwierigkeiten ein. Man hat m. W. die Aufgabe noch nie so angepackt. Es gilt, aus zerstreuten Fragmenten ein leidliches Ganze zu flicken, und dabei kann man nicht in éinem Lande ruhig vorrücken und praktische Chronologie üben: man muss fortwährend von Deutschland nach England und nach Island hinüberpendeln. Denn dies möcht ich vermeiden, einfach drei Ausschnitte aus den 3 betreffenden Literaturen aneinander zu hängen: ich will versuchen, das ganze Gebiet als Einheit in Gattungen zu teilen – – – aber ich ahne, dass einen dabei die gewohnten Handgriffe der Literaturgeschichte im Stich lassen. z.B. man kann nicht recht die Kulturwandelungen der einzelnen Völker skizzieren, oder doch nur einleitungsweise.

Es kostete mich ein Zögern, bis ich zusagte; denn mir ist klar, dass dadurch der unbestimmte Plan, einmal eine grössere Altnordische Literaturgeschichte zu schreiben, gefährdet wird. In vielem deckt sich eben doch dieser kleinere Plan mit dem grössern. Schon jetzt kommt mir vor, dass ich viel widerkäuen muss, weil ich schon in Genzmers Edda[3] und in der Darstellung für die «Kultur der Gegenwart»[4] (ungedruckt) meinen Blick auf gewisse Hauptpunkte ausgesprochen habe, zu schweigen von untersuchenden Monographien. Man kann nicht immer wieder sagen, was die germ. Heldendichtung und was die isländ. Saga ist; man befreit sich nicht ganz von seinen eignen frühern Sätzen: die treten einem wie Gespensterchen zwischen das Bild ... Indessen, ich erinnerte mich an den Spatz in der Hand und die Taube aufm Dach und wollte nicht, dass ich am Ende keinen der 2 Pläne ausführte.

Auch schien mir ein äussrer Druck über die Neuauflage des Elementarbuchs hinaus nützlich.

Was sagst du zu der Sache? Findest dus eine Eselei?

Wenn du mir übrigens zum Elementarbuch etwas zu berichtigen oder vorzuschlagen hast, bin ich dir dankbar.

Du wirfst der german. Philologie vor, dass sie seit Jahrzehnten ohne vollwichtige Leistungen war und hinter der klassischen Philologie zurückblieb. Ich gebe die Tatsache zu (Olrik ausgenommen), aber die Ursache liegt m. E. nicht in den Menschen, sondern im Objekt. Wir machen keine neuen Funde: welch neues Blut ist den Klassischen zugeflossen durch die ewigen neuen Papyri; ganze neue Dichter, ja neue Strömungen der Poesie haben sich ihnen enthüllt. Und wir – seit Menschenaltern nur die 300 Verse der altsächs. Genesis! Daher diese gewisse Blutarmut in unsrer Wissenschaft, die keine kühnen grossen Aufgaben aufkommen lässt. Wir nehmen immer wieder Fragen in den Mund, die gescheite Leute schon 12mal durchgekaut haben, und wenn das 13te Mal ein neues Geschmäcklein herauskommt, rufen wir Bravo. Secundo loco würd ich geltend machen, dass die agriech. Lit. an spezifischem Gewicht, ganz allgemein genommen, der altgermanischen weit über ist, und dass sie daher immer wieder hellere Funken aus ihren Bearbeitern herausschlägt.

Warum willst du Roethen anders haben? Auf seine Art leistet er doch wirklich Starkes, und – wir haben ja so viele, die gutes schreiben: da kann man sich freuen an diesem Einen, der sich mehr auf die sonstige Betriebsamkeit wirft. Uebrigens hat er ja in seinem Bande über Goethes Campagne ein recht stattliches Opus ausgeworfen. – Ich glaube, bei ihm ist das Programm, die ganze Germanistik von Wulfila bis Werfel zu umspannen, organisch verwachsen mit der innern Anlage: er kann nicht anders, es drängt ihn zu dieser Expansion. Und da ihm das Dozieren schlechthin keine Mühe macht, begreift man, dass er sich wohlig so in die Breite auslebt. Dazu seine neidenswerte Raschheit des Rezipierens und sein glückliches Gedächtnis, das die Hauptumrisse der sämtlichen Fragen immer gegenwärtig hält! Dagegen bin ich kaum der Einzige, der es beklagt, dass Roethe mit Fanatismus jenes Wulfila-Werfel-Programm bei den Jüngern fordert. Die haben nämlich nicht mehr die Potenz, soviel zu zwingen. Imgrunde hat schon Scherer dies bewiesen; denn seit er die Goethe- und andere Philologien gründete, wars mit seiner Forschung übers Mittelalter nicht mehr viel, und selbst seine Vorlesungen über die älteren Sachen standen nicht mehr ganz auf der Höhe: dass ich s. Z. seine Nibelungeneinführung so mässig fand, erkläre ich mir jetzt, nach allem was ich über Scherer gehört habe, daraus, dass er damals seit 10 Jahren nicht mehr intim war mit den alten Saecula. Roethe, wie gesagt, hat seine eigene Disposition für die Vielseitigkeit; seine Eleven aber nehmen dabei Schaden an ihrer Seele. cf. HSchneider, einen der arbeitstüchtigsten: weder sein Wolfdietrich noch sein HvKleist sind Kinder voller Vertrautheit und Meisterschaft.

Deine Liebe zu Burdachs Büchern will ich dir keineswegs ausreden. Auch ich habe z. B. seine Anfänge des Minnesangs neuerdings mit Förderung gelesen. Nur muss ich fast fortwährend überwinden meine Abneigung zu seinem pfauenhaften Gespreiz mit Gelahrtheit und mit «tiefen» Gesichtspunkten. Du

aber, der persönlich mindestens so sehr wie ich auf Schlichtheit drängt, scheinst an diesen Dingen keinen Anstoss zu nehmen. Je nun, das sind Imponderabilia, und man kann unsern Geschmack nicht einfach konstruieren wie ein Dreieck.

Genzmer hat sich nun hier in Lankwitz niedergelassen, und seine Beschäftigung im Ministerium des Kriegs (?) lässt ihm Zeit, die Edda II tüchtig zu fördern. Er hat mir grade wieder eine Partie Gedichte gegeben zur Annotatio. Er wird wohl noch vor meiner Reise zu Rande kommen, und Diederichs will im Herbst drucken. Dieser Mut der Verleger!

An meine Stelle ist (sub sigillo!) an 1. Stelle Neckel, an 2ter Meissner vorgeschlagen. Ein dritter fand sich nicht, mortuo Unwertho, der ja dazu getaugt hätte. Die Fakultät hat ihren Spruch schon vor 6 – 7 Wochen getan, und ich ersehne die Entscheidung des Ministerii. Neckel käme gern. In Baden hat man ihn verärgert oder doch geärgert durch verleumderischen Klatsch über seine politische Stellung; und auch hierher sickerte etwas durch von seinem angeblichen Kommunis- und Bolschewismus!

Dir, mein Lieber, wünsch ich alles Gute, was wir heute noch haben können.

Dein And.

1 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 322.

2 Gemeint ist das 1913 in erster Auflage erschienene *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* von Johannes Hoops, zu der zahlreiche Fachgelehrte beitrugen.

3 *Edda.* Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler, Jena 1912 – 1920. 2 Bde.: Bd. 1: Heldendichtung. Bd. 2: Götterdichtung und Spruchdichtung (Sammlung *Thule* Bd. 1 u. 2).

4 PAUL HINNEBERG (Hg.), *Die Kultur der Gegenwart*, Leipzig / Berlin 1905 ff.

139.

Berlin 5. August 1919

Deine schönen Ferien, mein Lieber, sind wohl dahin, du hast xy Aufsätze mit roter Tinte verziert und ein «Heft» ausgearbeitet für den weitern Unterricht: tun dies eigentlich die andern Deutschlehrer auch? Ich dachte, das «Heft» sei ein Sondermerkmal des Universitätsbetriebs. Aber halt, ich erinnre mich, ein Geschichtslehrer, den ich auf Sekunda hatte, und der in diess Fach neu hereingeschneit war, von dem erzählten wir uns, er schufte nächtlich bis 2 Uhr an seinem Heft; er arbeite drei Weltgeschichten mosaikartig in einander.

Bei dir ist die Arbeitsweise eine andere. Die Verbindung von selbsterarbeitetem und mehr angeflogenem kommt mir sehr begreiflich vor. Braucht auch nicht unschmackhaft zu sein. Ein kluger Schüler fühlt vielleicht dunkel, wo die intime Geistesarbeit des Lehrers beginnt und aufhört; aber auch die skeletthaften Stellen, die dem Relata refero huldigen, können für ihre Zwecke durchaus nützlich sein.

Mein Hausrat ist im Zustand der Auflösung. Gestern 7 1/2 Uhr mit – gottlob – altpreussischer Pünktlichkeit kamen drei Packer angestiegen, und jetzt

(10 Uhr a. m.) mögen etwa fünf Sechstel der Bücher gepackt sein. Wahrscheinlich komm ich morgen los. Eine Zeit lang sah es so aus, als spucke das Schweizerländchen auch noch bolschewistische Lava; aber es geht ihnen doch noch zu gut – sind auch verhätschelt worden von allen Nachbarn, – freilich auf Kosten ihrer wahren Selbständigkeit! – Ach, weisst du, Ranisch, man sehnt sich, die politischen Blutstropfen aus sich abzustossen und wieder ein Zõon apolitikón zu werden wie einst. Würds einem einmal so gut! Panzer schrieb mir im Mai, das einzige, was einem noch gut tue, sei unter einem Baum oder Busch zu liegen und in die grünen Zweige vor dem blauen Himmel zu träumen. Dafür hab ich viel Verständnis. Ich werde jetzt versuchen, ob die Natur noch zu mir spricht; sie war die grosse Freundin und Trösterin meiner schwermütigen Jugendjahre. Aber ich erinnre mich freilich an Zeiten, wo die Natur auch bei blauem Himmel und grünen Zweigen nicht aufkam gegen die Last böser Gedanken.

Über den Justizmord an dem armen Kaiser denken wir wohl gleich. Er ist in der Tat (wie mein Vater einmal schrieb) einer der Unschuldigsten an diesem Krieg. Das kunstreiche Lügengewölbe der Beefs[1] heischt diesen Schlussstein. Jetzt brauchen sie eigentlich gar nicht mehr den Prozess zu verwirklichen: sie haben die Fackel so lange durch die verdunkelten Gesichtsfelder der Menschheit geschwungen, dass sie Schluss machen können: jeder sieht auf 300 Jahre hinaus die Geschichte im englischen Fackellicht.

Nein, eine «Verpflichtung», «in diesem Wirrwarr zu bleiben», erkenne ich auch nicht an. Du darfst mich nicht zu moralisch sehen: ich ringe darum, in einen Luftkreis zu kommen, in dem ich atmen kann, d.h. wo ich mich nicht allzu oft wundreibe an Französlingen, an kalten Nörglern, – und wo ich das gewisse Ozon habe, das zur abstrakten Arbeit reizt. Diese Bedingungen hätt ich, scheint mir besser, in Heidelberg oder München oder so wo. Aber wie mir klar und klarer wird: die sogen. Kriegsgewinnsteuer zwingt mich, draussen zu bleiben (weil ich laut dieser Steuer einen angeblichen «Gewinn» von sagen wir 400 Mille zu versteuern hätte – – wohlgemerkt exclusive «Notopfer»). Und darin liegt der Konflikt. Ich muss einen Entschluss fassen mit Rücksicht auf den Geldsack. Was mir bisher unhäufig passiert ist.

Du fühlst als besorgter Arzt der «mittleren» Altgermanischen Literaturgeschichte den Puls und erkennst gewisse bedenkliche Symptome. Ich auch. Wie gesagt, die Krankheit ist der Zwang zum Wiederkäuen. Da du dich für die arithmetischen Proportionen interessierst: die «Kleine» (scil. Kultur der Gegenwart) wäre circa 2 1/2 Bogen; die mittlere sollte 10 – 15 werden, aber NB. mit Einschluss des englischen und des deutschen Stücks; die «Grosse» dämmerte mir früher in einer Dicke von 50 bis 60 Bogen vor (zwei Bände von etlichen 400 Seiten). Also die Scala hätte eine gewisse Regelmässigkeit, möcht fast sagen, einen goldnen Schnitt: 1:5:25.[2]

Deine Frage, ob Walzel nicht gleich die «Grosse» unter seine Flügel nehmen könne, ist zu verneinen. Denn Walzels Sammelwerk soll halbpopulär sein, wie schon die leidigen Bilder zeigen, und die «Grosse» könnte nur den Besten der Nation geniessbar sein. Zu schweigen vom Umfang; der Verleger bat mich herzlich, womöglich die 10 Druckbogen nicht zu überschreiten. Uebrigens

wären auch 20 Bogen noch lange nicht genug für die Grosse – bitte, von dieser nicht so geringschätzig zudenken!

Darin hast du Recht, das sozusagen technische, manuelle Problem, den Stoff in die Form zu bringen, einen bisher nie verwirklichten Grundplan auszuführen, – dies hat seinen Reiz, und einer wie ich, der ja leider immer mehr auf die Form als den Gehalt ausist, möchte sich wohl an dieser Aufgabe die Zähne wetzen, ohne sie sämtlich auszubeissen. Nun, wir werden sehen, sagt Vater Diels.

Gott sei Dank, dass deine beiden Translationen[3] pressreif sind! An Diederichs schrieb ich neulich eggjandi,[4] namentlich auch was Niedners Bände betrifft. Niedner hat u. a. die ganze Heimskringla bei sich lagern, und er empfindet es doch ein wenig, dass man immer nur von Genzmers Edda II spricht und nie von seinem dicken Wälzer.

Weisst du, mein Weggehn treibt doch einen kleinen Kreis von Nordisten hier ausm Leim. Genzmer, Niedner, Paetzel, ein paar minores: deren Leim war ich bezw. der Tee auf meiner Bude nebst den meisterlichen Fruchttorten meiner Ida Nowag. Ueberhaupt, das Gehn hat doch mehr Wehmut in mir aufgerührt, als ich früher dachte. Nun sass auch Genzmer seit Mai in dem reizenden Lankwitz in einer allerliebsten Bude, und ich war oft draussen: ein schöner Zuwachs meines Verkehrs. Ferner die Kollegen. Die haben mir beschämend viel Warmes gesagt und erwiesen. Gaben einen von Schneider inszenierten Abschiedsabend; 22 Mann hoch, und halb so Viele beklagten brieflich ihr Nichtkommen. Wie du mich kennst, weisst du, dass ich mit zusammengebissenen Zähnen durch musste. Hab ja eigentlich nie solche Ovationes erlebt. Aber der Haupteindruck, so auch bei den Studenten, war der von beträchtlicher Herzenswärme und gemütlicher Ergriffenheit.

Das Dumme ist nun, das die Sache mit Neckel noch schwebt. Die Regierung fing plötzlich an, vom Extraordinariat zu reden! Ich hoffe, es ist nur ein Versuchsballon. Für das ausserordentliche Gehalt bekämen sie nur einen der jungen Dächse her, die wir geflissentlich noch nicht vorschlagen mochten (Naumann, de Boor und solche).

Dank für die Schücke[5] usw. Ich muss enden. Leb wohl, mein Alter; viel ferner rück ich dir nicht nach der Meilenzahl, und geistig bleiben wir verbunden wie immer. Verzeih, ich kann das Geschreibe nicht mehr korrigieren!

And.

1 Spottname für «Engländer».

2 Über die Pläne zu drei umfangmäßig verschiedenen Darstellungen der altgerm.-anord. Literaturgeschichten: einer kurzen für Hinnebergs *Kultur der Gegenwart*, einer mittleren für Walzels *Handbuch der Literaturwissenschaft* und einer erst vage konzipierten (später nicht ausgeführten) speziell der anord. Literatur, s. Brief Nr. 138.

3 Vgl. Brief Nr. 131, Anm. 2.

4 Isl. «anspornend».

5 Offenbar Schriften von Henrik Schück (vgl. Register).